Bath. 474 - 1801

Digitized by Google

Med. 1593. a

<36634532440011

<36634532440011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Medicina. Scripta varia artem medicam illustrantia. 148.

Digitized by Google

Gesundheits-Taschenbuch für das Jahr 1801.

Digitized by Google

Digitized by Google

Grasp. Cagnon del. L.Adam sc.

Digitized by Google

Gesundheits Taschenbuch

für

das Jahr 1801.

Von einer Gesellschaft

Wiener Aerzte.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Kompagnie.

1801.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Dem

Stifter

der medizinischen Polizeywissenschaft

und

Lehrer der praktischen Heilkunde

auf drey der berühmtesten Hohenschulen Europens

Göttingen, Pavia und Wien,

ihrem Freunde und Gönner

Johann Peter Frank,

k. k. Hofrath, und Direktor des allgemeinen Krankenhauses in Wien

widmen

dieses Taschenbuch

als

ein geringes Zeichen ihrer Hochachtung

Die Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Wenn in einem Fache menschlicher Kenntnisse, Aufklärung unter dem gesammten Publikum zu wünschen ist, so ist dieß in Hinsicht der Heilkunde. Vorurtheile in die-

Digitized by Google

sem Fache setzen jedes von ihnen ergriffene Individuum unzähligen Krankheitsursachen aus, und verhindern es, bei schon eingetretenem Uebel, die gehörige, zweckmäßige Hilfe zu suchen. Von dieser Wahrheit durchdrungen, wandten die berühmtesten Aerzte unseres Zeitalters, unter welchen wir blos Unzer, Tissot, Gruner, May, Weikardt nennen wollen, das Mögliche an, um durch Zeit = oder andere Volksschriften, durch Almanache, Toilettenlektüren, u. d. gl. Aufklärung im medizinischen Fache zu verbreiten. Der Erfolg krönte zum Theil ihre menschenfreundliche Bemühungen, und würde sie noch sichtbarer gekrönt haben, wenn einige unter den erwähnten berühmten

Männern nicht zu weit gegangen wären, indem sie das gesammte Publikum selbst zu Aerzten (was nimmermehr möglich seyn wird) hätten bilden wollen. Weit entfernt auch in diesem Punkte ihrem Beispiele zu folgen, haben wir bei der Herausgabe des gegenwärtigen Taschenbuchs blos den Endzweck durch verschiedene kleine Abhandlungen den Nichtärzten die Ursachen vieler Krankheiten zu schildern, und sie dadurch vor denselben zu warnen; vorgefaßte Meinungen, Vorurtheile über diesen oder jenen medizinischen Gegenstand zu widerlegen, zu bekämpfen, so wie auch die Fortschritte der Heilkunde in neuern Zeiten darzustellen, und genauer bekannt zu machen.

Digitized by Google

Sollte dieser Versuch unter Sachkündigen Beifall finden, so werden wir es uns zur angenehmen Pflicht machen, in der Folge noch einige andere Jahrgänge zu liefern.

Wien den 1ten Dezember 1800.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Biographie des Dr. John Brown, und Schicksale seiner Lehre, von Joseph Frank, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien. 1

Einige Verse aus einem komischen Heldengedichte The Brunoniad genannt, aus dem Englischen, von Hrn. Ratschky übersetzt. . 48

Digitized by Google

Seite.

Ueber das Einimpfen der Kuhpocken, von Doktor de Carro, praktischem Arzte in Wien. . 49

Von den Ursachen der häufigen Lungensuchten in großen Städten, besonders in Wien, und den Mitteln dieselbe zu vermeiden, von Martin Schmidt, der Arzneikunde Doktor, und Arzt in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien. 61

Ueber den Einfluß der neuesten Frauenzimmer-Trachten, auf die Gesundheit des schönen Geschlechtes, von Joseph Frank, Primararzte in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien. . 87

Ueber die Wortbegriffe Kuriren und Heilen, von Dr. Johann Adam Schmidt, k. k. Rath und Professor der Heilkunde an der Josephs-Akademie zu Wien. 113

Von dem Einfluße der Wärme und Kälte, auf Erhaltung der Gesundheit und Heilung der Krankheiten, von Doktor Werner, N. Dr.

Digitized by Google

Seite

Landschafts-Protomedicus, und praktischem Arzte zu Wien 136

Ueber den Einfluß der Gerüche, auf den menschlichen Körper, von Doktor Thomas Cappellini, Assistenten der Klinik auf der hohen Schule zu Wien, und praktischem Arzte daselbst. 160

Ueber die sogenannten Frühlingskuren, von Dr. Rath, ehemals Professor der Pathologie auf der Universität zu Köln, nun praktischem Arzte in Wien 176

Bruchstücke zur Winterdiätetik, von Doktor Wagner, praktischem Arzte zu Wien . . 192

Ueber den Einfluß der Gewohnheit in Anwendung der Aderlaß, und der abführenden Mittel, von Johann Malfatti, Doktor der Heilkunde und Arzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien 216

Digitized by Google

Seite.

Geschichte, einer übrigens gesunden Person mit einem von aussen sichtbaren Loche im Magen, von Doktor Jakob Helm, praktischem Arzte zu Wien 241

Ueber die Sterblichkeit, in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien, von Joseph Frank, Primararzte allda. 246

Digitized by Google

Biographie
des
Dr. John Brown's
und
Schicksale seiner Lehre
von
Joseph Frank,
Primararzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien.

Da es einmal Sitte ist beinahe jedes Taschenbuch wenigstens mit einem Kupferstich zu zieren, — so haben die Herausgeber dieses Taschenbuchs für das gegenwärtige Jahr das Bild desjenigen Arztes gewählet, dessen Meynungen und Lehren am mehrsten Aufsehen nicht allein unter den Heilkundigen, sondern selbst unter den Nichtärzten erregen. Da aber das bloße Bild eines so wichtigen Mannes, wie Brown ist, nur die Neugierde etwas von seinem Lebenslauf und Schicksale zu erfahren, rege gemacht haben würde, — so habe ich den Entschluß gefaßt, durch eine kleine Abhandlung selbe zu befriedigen.

Digitized by Google

Der erste Theil dieser Abhandlung ist größtentheils aus der Biographie geschöpft, welche uns Beddoes, ein berühmter Arzt in England, von Brown geliefert hat.

John Brown ward im Jahre 1735 oder 1736 in Schottland in der Grafschaft Werwik zu Buncle gebohren. Obwohl man nicht bestimmt weiß, welches Gewerbe sein Vater trieb, so ist man doch berechtiget, anzunehmen, daß er eben nicht aus der höheren Volksklasse gewesen seyn müsse, weil er seinem Sohne keine glänzendere Bestimmung gab, als jene eines Leinwebers. Schon in seinem ersten Knabenalter verrieth Brown vortrefliche Talente, und das war auch die Ursache, warum seine Aeltern die Bestimmung seines Berufes änderten, und ihn nun auf Studien schickten. Er wurde nach Dunse in die lateinische Schule gebracht, wo seine Geistesanlagen allgemeine Bewunderung erregten. Nach zwei Jahren, die er auf Schulen zugebracht hatte, konnte er alle lateinische Klassiker mit der größten Fertigkeit lesen, und hatte in der griechischen Sprache eben die großen Fortschritte gemacht. Wenn Brown die, aus zwei Oktavseiten bestehende lateinische Lekzion einmal überlesen hatte, legte er gemeiniglich das Buch weg, und las nun das Ganze, ohne ein einziges Wort zu verlieren, aus dem Kopfe. Ein ungenannter Schriftsteller, der über Brown's Leben und Charakter sehr gut unterrichtet zu seyn scheint, behauptet: daß der junge Brown in der

Aerntezeit sich als Schnitter verdungen habe, um dadurch Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu erwerben. Von dem Gelde, das er hier gewann, bestritt er dann seine Schulbedürfnisse, wo ihm Geschicklichkeit und Fleiß die Aufmerksamkeit seiner Lehrer zuzogen, und in der Folge die Stelle eines Gehilfen in der Schule verschaften. (Analytical Review August. 1789. p. 450.)

Als Brown die Schule zu Dunse verließ, war er ein stiller, eingezogener Jüngling, äusserst religiös, und ein eifriger Anhänger der Sekte der Separatisten (Wighs), wie man sie in Schottland nennt. Die Häupter dieser Sekte hatten ihn wirklich schon bemerkt, und es darauf angelegt, ihn zu bewegen, sich dem geistlichen Stande zu widmen; und gewiß hätte Brown ein fürchterlicher Verbreiter schismatischer Lehren werden können.

Mit der Kraft des Geistes vereinigte Brown auch jene des Körpers. Als Knabe machte er an einem Sommertage eine Fußreise von fünfzig englischen Meilen. Einige Jahre nachher gieng er, von ein Uhr Nachmittags, die ganze Nacht hindurch, bis zwei Uhr Nachmittags des folgenden Tages, ohne länger als eine Stunde auszuruhen, und ohne mehr als eine — aber eine sehr kräftige Mahlzeit zu halten. Indessen weiß man, daß er von seiner körperlichen Stärke auch edlern Gebrauch zu machen wußte, als sie einzig und allein der Zeit und dem Raume entgegen zu setzen.

Während er so an Religiosität und an wissenschaftlicher Bildung immer fortschritt, trat ein Umstand ein, der ihn auf einmal von dem Pfade abbrachte, den er bisher so eifrig verfolget hatte. Seine Mitschüler nemlich hatten ihn eines Tages beredet — vielleicht gezwungen, — mit ihnen einer Predigt der schottländischen Kirche beizuwohnen, und als er deswegen vor das Tribunal der Separatisten zitirt wurde, entsagte er, statt die sündliche Theilnahme an einem profanen Gottesdienste abzubitten, allen seinen Grundsätzen, und trat so zur herrschenden Kirche über.

Im Sommer 1755, verschafte ihm der Ruf eines Philosophen, in dem er stand, eine Hofmeisterssteile bei einer nicht unansehnlichen Familie in der Nähe von Dunse, die er aber bald wieder verlohr. Der Grund hievon lag wahrscheinlich in seinem äussern Wesen, in das er so sehr den Geist der Strenge, der Andächteley — kurz, das ganze Gepräge der Pedanterie übertragen hatte.

Nun gieng Brown auf die Universität nach Edinburgh, und studierte dort Theologie mit eben der Auszeichnung, die ihn bisher auf der ganzen akademischen Laufbahn seinen Lehrern empfahl; allein er ward dieses Studienfaches bald satt. Nachdem er die Theologie aufgegeben hatte, war die Arzneikunde die Gottheit, der er huldigen wollte. Die einzige Bedenklichkeit war nun die Quelle des Kostenaufwandes, die er aber dadurch beseitigte, daß er

Privatunterricht in der lateinischen Sprache gab, und den Studierenden die Inauguraldisputazionen in das lateinische übersetzte; eine Arbeit, die ihm so gut gelang, daß seine Uebersetzungen für die gewöhnlichen immer als Muster gelten können. Als man ihm hierüber einst ein Kompliment machte, antwortete er: ich habe jetzt meine starke Seite entdeckt, und ich will und muß es noch dahinbringen, daß ich in meinem eigenen Wagen meine Kranken besuchen kann.

Gegen das Ende des Jahres 1759 erhielt Brown von den Professoren der Universität Edinburgh Freybillete zu ihren Vorlesungen, die er auch so vortheilhaft benutzte, daß er in kurzer Zeit so weit kam, den Kandidaten, seinen Dienst zur Ausarbeitung einer Disputazion nach jedem Systeme, so wie sie es foderten, anbieten zu können. Von den vier ersten Jahren weiß man eben nichts besonders. Ein alter Bekannter von ihm versichert, ihn in dem Jahre 1763 in großem Ansehen unter seinen Mitstudierenden gefunden zu haben; eine Auszeichnung, in der man sich nur durch Talent und Fleiß zu behaupten im Stande ist.

Kaum bemerkte Brown, daß er als einzelner Mensch sein rechtliches Auskommen habe, so entschloß er sich auch im Jahre 1765 zu heurathen, und zum Behelfe seines Erwerbs ein Kosthaus für junge studierende Männer zu errichten, das auch

sehr häufig besucht wurde. Allein er lebte auf einem so grossen Fuße, und hielt so schlecht Haus, daß er bald bankerouttirte. So sehr er auch im Jahre 1770 heruntergekommen war, behauptete er denn doch seine innere Unabhängigkeit standhaft, und zeigte sich ganz nach dem Ausdrucke seines Lieblingsdichters Horaz — — — satis inter vilia fortis. So genoß er, wie es schien, alles Glück häuslicher Freuden, und war ein zärtlicher Gatte und Vater. Brown besuchte noch immer die medizinischen Vorlesungen, so daß er zehn bis eilf Jahre lang Arzneikunde methodisch studierte. (Wenn man zu diesem Beispiele jenes des grossen Van Swieten, der die Vorlesungen seines unsterblichen Lehrers Boerhave, 20 Jahre lang besuchte, hinzusetzt, so kann das Betragen des grossen Haufens unserer jungen Aerzte, die sobald sie den Doktorgrad erhalten haben, öffentliche Lehranstalten mit keinem Fuße mehr betreten, auf keine vortheilhafte Art ausgelegt werden.) Der berühmte und verdienstvolle Lehrer der praktischen Heilkunde Cullen gewann Brown besonders lieb, und ertheilte ihm endlich die Erlaubniß, eine Abendvorlesung zu halten, in welcher er die Morgenvorlesung des Professors wiederholte, vielleicht auch erläuterte. Beddoes behauptet, Cullen habe ihm sogar zu diesem Zwecke seine eigenen Hefte anvertrauet. Odier (ein genfischer berühmter Arzt) läugnet dieß, und behauptet, Cullen habe sie aus Heften gelesen, Brown habe aber die

Vorlesungen von Cullen nachgeschrieben. (Bibliothéque Britannique No. 40. de la collection entiere. Vol. V. Aout. 1797. 2de Quinz. pag. 370. Not. 1.) Brown's ältester Sohn bekam selbst Cullen's Vor- und Zunamen. Doch konnte diese Freundschaft nicht von langer Dauer seyn. Brown brach auch wirklich mit Cullen, ohne daß man die Ursache dieses Bruches genau anzugeben wüßte. Wahrscheinlich ist es, daß ersterer sich einbildete, Cullen könnte, wenn er nur wollte, seiner mißlichen Lage, die nun immer trauriger für ihn ward, leicht abhelfen. Folgende Anekdote scheint dieser Vermuthung Wahrscheinlichkeit, und dem Verdachte Brown's Gründlichkeit zu geben. Als auf der hohen Schule zu Edinburgh eine Professorsstelle erlediget wurde, bewarb sich Brown um dieselbe. Er war so sehr Neuling in der Welt, daß er fest glaubte, man bedürfe, um ein Professor zu werden, keine andere Empfehlung, als jene, die ausgezeichnete Fähigkeiten und ein schuldloses Herz geben können. Als seine Supplik in dem Magistrate von Edinburgh vorkam, fragten die Herren: wer denn der unbekannte, unempfohlne Kandidat wäre? Cullen soll bei Vorweisung seines Namens erst sich im Ernst oder zum Scheine besonnen, und dann in einem trivialen Edinburgher Dialekte ausgerufen haben: ey! das wird wohl nicht gar unser Hans seyn! dieser hämische Ausruf bewirkte, daß man nicht weiter mehr auf Brown's Namen Rücksicht

nahm, und so einen Mann zurücksetzte, dessen gleichen, wie Beddoes sagt, die Kuratoren der Edimburgher Universität wohl schwerlich wieder so bald abzuweisen Gelegenheit finden werden. Bald darauf sollizitirte Brown um eine Mitgliedsstelle bey der physikalischen Gesellschaft; auch das hintertrieb Cullen. Nun waren beyde die erklärtesten Feinde. Doch wurde Brown im Jahre 1776 zum Präsidenten der medizinischen Gesellschaft zu Edimburgh erwählt, und zum zweitenmal im Jahre 1780.

Fünfzehn Jahre hatte sich nun Brown mit dem Studium der Heilkunde beschäftiget, ohne in irgend einem Theile derselben Befriedigung für seinen philosophischen Geist gefunden zu haben; ja er war selbst nicht im Stande, durch die gewöhnliche Methode die Gicht, und einige andere Krankheiten, denen er unterworfen war, zu lindern, noch weniger, zu heben. Jetzt fieng er an, in die Klagen so vieler grosser Männer, daß die Heilkunde ein ungewisses, unerforschliches Studium seye, mit einzustimmen, an allem zu zweifeln, und endlich zu versuchen, wie weit ihn seine eigene Kraft führen würde. Er bemerkte bald, daß eine der Hauptursachen des jämmerlichen Zustandes der Arzneykunde darin liege, daß die Aerzte noch immer fortfahren, sklavisch am Gängelbande der aristotelischen Logik im Gebiete ihrer Untersuchungen fortzutraben, und dagegen die goldenen Regeln des unsterblichen Bako's von Verulam, durch deren wohlthätigen Einfluß alle

Wissenschaften das Haupt emporhoben, und mit Riesenschritten ihrer Vollkommenheit näher rücken, zu vernachläßigen. Aus dieser Ursache erklärte er sich's eben so leicht, wie die Aerzte noch immer von verborgenen Eigenschaften, von rheumatischer, katarrhalischer Schärfe, und andern Chimären sprechen konnten, während man in den übrigen physischen Wissenschaften sich es zum Gesetze gemacht hatte, auf keinen Grundsatz zu bauen, der nicht ein Axiom ist, oder durch ein Experiment erwiesen werden kann. Voll Zuversicht auf eine reine kritische Philosophie, und ausgerüstet mit allen Hilfswissenschaften begann Brown das große Werk, den Versuch, die Heilkunde auf sichere und bestimmte, einfache Grundsätze zu führen, und sie so zur Würde einer Doktrin emporzuheben. Er legte den Versuch dem Publikum nicht als ein vollendetes Werk; sondern nur als eine roh e Bildsäule, die der weitern Verfeinerung, und Politur fähig ist, unter dem Titel: Grundsätze der Arzneilehre, in einem Werke vor, das im Jahre 1780 erschien, und 1787 in London neu aufgelegt ward. Brown hätte sein Werk besser: Gesetze der lebenden Natur, betiteln können, indem die darin aufgestellten Prinzipien sich auf alles, was unter der Form einer Pflanze, oder eines Thieres lebt, anwenden lassen. Der Beifall, den dieser Versuch von Brown's Freunden erhielt, veranlaßte ihn, Vorlesungen über seine aufgestellte Theorie zu halten. Obschon der Verhält-

nisse wegen, in denen die Schüler mit den Lehrern standen, sie eben nicht häufig besucht wurden, zeigte es sich doch immer, daß die besten Köpfe unter den jungen Leuten, Brownianer waren, wie man damals im Spotte Brown's Anhänger nannte.

Man weiß eigentlich nicht, in welchem Jahre Brown anfieng, Vorlesungen zu geben; aber man weiß gewiß, daß er erst nachher die Doktorwürde erhielt, und zwar nicht zu Edinburgh, sondern auf der Universität St. Andrewns. Seine Schüler zogen jubelnd hinter ihm her, und bemühten sich, der Sache das Ansehen eines Triumphaufzuges zu geben. Wenigstens machte es ihm immer viel Vergnügen, wenn er das Gemählde dieser Feierlichkeit in eine Erzählung bringen konnte. Seiner Schilderung nach waren die Professoren jenseits der Firth durch seinen Ruf und durch seine Gegenwart, in eine Art ehrfurchtsvoller Anstaunung versetzt worden, und man kann es als gewiß annehmen, daß sie so geschwind, als möglich, ihr Diplom mit seinem Gelde zu vertauschen wünschten.

Noch, oder vielleicht schon vor dem Jahre 1783 fielen die Anhänger Brown's längere Zeit hindurch unaufhörlich, oft auch mit ziemlich viel Persiflage, über die Professoren, über die Aerzte des Krankenhauses, und über medizinische Societäten her. Die Streitigkeiten unter den Studenten arteten oft in Gewaltthätigkeiten aus, so, daß endlich die medizinische Societät das Gesetz machte, daß jedes Mitglied,

welches ein anderes Mitglied eines in einer gelehrten Debatte gebrauchten Ausdruckes wegen **herausfodern** würde, aus der Gesellschaft ausgestossen werden sollte.

Brown's ökonomische Lage ward nun immer mißlicher, bis man ihn endlich Schulden halber in das Gefängniß warf, wo seine Schüler noch seine Vorlesungen besuchten; eine Ehre, die, so viel wir wissen, blos **Sokrates** widerfuhr. Allhier soll Brown's Gesundheit außerordentlich gelitten haben, und wie Beddoes behauptet, um so mehr als er sich dem Trunk ergab. Gegen diese Behauptung ist ein Brief in dem *Courier de Londres*, eingerücket, wo ein Freund Brown's öffentlich erklärt, Beddoes habe ohne allen Grund diesen berühmten Mann des Lasters des Trunkes beschuldigt, indem er denselben nie von geistigen Getränken alterirt sahe. Ist diese Aussage gegründet, so können die Gegner der neuen Lehre die Epitheten, Säufer, Trunkenbold, mit denen sie Brown so reichlich beehrten, zurücknehmen; — ist sie es nicht, so wollen wir Brown keineswegs dadurch entschuldigen, daß das Laster des Trunkes in England unter allen Klassen gemein ist, sondern verbitten uns bloß, diesen Umstand zur verläumderischen Aussage zu gebrauchen, als führe die Brownische Lehre zum Trunke.

Als Brown aus dem Gefängnisse kam, wollte er nicht länger zu Edinburgh bleiben, und so führte

er endlich einen Plan aus, der schon lang in seinem Innern lag, und zu dem ihm wohl auch andere mögen gerathen haben. Er gieng im Jahr 1786 nach London, und Scipio's Ausruf gegen die Undankbarkeit seines Vaterlandes war, wo nicht in seinem Munde, gewiß in seinem Herzen. Hier lebte er ziemlich unbemerkt; kündigte jedoch Vorlesungen an, welche aber nicht zu Stande kamen. Im Jahre 1787 gab er ein anonymes Werk heraus, (Observations on the principles of the old System of Physic; exhibiting a compend of the new Doctrin.) in welchem er seine Lehre in einem populären Vortrage bekannt machen wollte; allein Brown verstand sich auf nichts so wenig, als auf die Kunst, einen wissenschaftlichen Theil populär zu behandeln.

Obgleich man keine Beweise einer öffentlichen Fehde von Seite der Londnerärzte gegen Brown hat, so läßt sich doch vermuthen, daß er von seinen Kollegen keine herzliche Aufnahme erwarten konnte. In jedem Lande, sagt Beddoes, kann nur die öffentliche Meynung die älteren Aerzte gewinnen, neuere zu dulden; das brownische System war aber zu wenig bekannt, als daß die öffentliche Meynung zu seinem Vortheile hätte wirken können. Indessen sprach Brown immer mit einem enthusiastischen Gefühle und mit der lebhaftesten Ueberzeugung von dem Triumphe, den sein System endlich erringen werde.

So kam es, daß seine Lage immer trauriger

werden mußte. Ein Londner Betrüger suchte damals den Dr. Brown zu benützen. Er hielt dafür, eine Zusammensetzung der stärksten Reizmittel müßte unter dem Namen Dr. Brown's erregende Pillen, Glück machen, und both ihm daher, wenn er seinen Namen dazu hergeben wollte, eine nicht unbedeutende Summe baar, nebst einem Antheile des künftigen Gewinnes an. Der arme Brown, so sehr das Elend ihn drückte, so nöthig er das Geld hatte, wies den Antrag mit Verachtung von sich; ein schöner Zug seines redlichen, offenen Herzens, und ein Beweis, wie weit er von jeder Marktschreyerey entfernt war. Endlich unterlag er dem Drucke des Unglückes, und starb am 7. Oktober 1788 in einem Alter von ungefähr 52 Jahren an einem sogenannten Schlagflusse. Dr. Robertson behauptet, er hätte sich vergriffen, und vor dem Schlafengehen eine allzugrosse Dosis Laudanum genommen. Kurz vor seinem Tode gab Brown eine neue, von ihm selbst besorgte, und beträchtlich vermehrte Uebersetzung seiner Anfangsgründe mit Noten heraus, die in Nordamerika abgedruckt worden ist. (The Elements of Medicine, or a translation of the elementa medicinæ Brunonis; with large notes, illustrations and comments, by the author of the original Work. A neu Edition. Philadelphia. Printed by Dopson.)

Brown hinterließ eine zahlreiche Familie, nemlich: zwey Söhne, und vier Töchter. Sein ältester

Sohn studiert die Arzneykunde zu Edimburgh, wo er von Professoren und Schülern thätige Unterstützung genießt. Seine Talente verdienen eine angemessenere Belohnung, als jene ist, die seinem unglücklichen Vater zu Theil ward. Zum Besten der Wittwe hat der berühmte Beddoes eine neue Ausgabe des Werks, mit Noten und der Biographie von Brown, im Jahre 1795 besorgt. Auch wurden sie und ihre Kinder durch wohlthätige Privatpersonen gegen die dringendste Noth geschützt.

Es ließ sich schon damals aber erwarten, daß die, zu diesem Behufe gesammelten Beiträge zu dem Unterhalte der armen Familie nicht hinreichen würden. So weit der Auszug aus der eben erwähnten Biographie, aus welcher hinlänglich erwiesen ist, daß Brown kein unwissender, roher Mann war, wie es die Gegner seiner Lehre in Deutschland behaupten wollen.

Aus dem Unglücke, daß den Denker Brown durch alle Schritte seines Lebens verfolgte, läßt sich's erklären, warum seine Lehre bei seinen Lebzeiten sich nicht weiter verbreitete. Um sich Anhänger zu verschaffen, muß man dem Glücke im Schooße liegen, und einen Theil seines Glückes auf alle jene herabträufeln lassen, die man zu seinen Proselyten haben will. Brown konnte das nicht thun, was andere Stifter medicinischer Sekten thaten, die meistens ansehnliche Würden im Staate bekleideten, als praktische Kanzeln, Protomedikate, Leibarztstellen u. s. w., die

ihre Aussprüche auf so mancherlei Wegen leicht geltend machen, und unter dem Haufen dürftiger Aerzte bald Apostel für ihre Lehre finden konnten. Brown aber, der weder Professor, noch Hofrath, noch Baron war, — der alle mächtigere Amtsbrüder gegen sich hatte, konnte auf keine andere Unterstützung zur Verbreitung seiner Lehre rechnen, als auf jene, die ihr schirmendes Panier über jede Wahrheit hält — auf die Zeit. Und in der That verließ sie ihn auch nicht! schon hat die Lehre des großen Denkers die Aufmerksamkeit aller Nazionen gespannt, und eine Anzahl berühmter Aerzte in allen Welttheilen stehen unter der Fahne der Wahrheit als Vertheidiger der neuen Lehre da, die durch das Bestreben, die in ihr enthaltenen Grundsätze gemeinnüzziger zu machen, gewiß nicht die Beförderung ihres eigenen Glückes zum Zwecke haben, da sie den grossen Kampf gegen das zahllose Heer allgemeiner Vorurtheile kämpfen müssen.

Wie die Lehre Brown's weg von ihrem einheimischen Boden nach fremden Erdstrichen übersiedelte, und dasjenige Ansehen sich verschaft habe, dessen sie jezt genießt, wird aus folgender Erzählung, für deren Richtigkeit ich als ein nicht unthätiger Zeuge ihrer Schicksale bürge, erhellen.

Als ich in Gesellschaft meines Vaters im Julius des Jahrs 1791 eine Reise in die Schweiz machte, wurde in einem freundschaftlichen Zirkel von Aerzten zu Zürch von Brown gesprochen. Einer aus

der Gesellschaft sagte nämlich, er habe irgend in einem Journale gelesen, es befände sich in Edinburgh ein Arzt, der alle Krankheiten mit Opium, Brandwein und Roßboeuf zu heilen sich anheischig mache, und dieser heiße Brown. Man lachte herzlich über den guten Mann, und hielt es nicht der Mühe werth, sich weiter um seine Grundsätze zu bekümmern. Ich kam nach Pavia zurück, und einer meiner Freunde, Vinzenz Solenghi, damals praktischer Arzt in Pavia bath mich, ihm einige medizinische Neuigkeiten mitzutheilen. Unter andern erzählte ich ihm auch die Anekdote über Brown. Lächelnd über meine Ignoranz in einer Sache, die für das Publikum der Aerzte so viel Interesse haben sollte, versicherte er mich: ich wäre übel berichtet; Dr. Brown wäre weit entfernt, solchen Unsinn zu behaupten, und hätte im Gegentheile Entdeckungen gemacht, die die Bewunderung der Welt erregen würden; er kenne zwar das Originalwerk von Brown nicht, wohl aber jenes seines Schülers Robert Jones, und den darin aufgestellten Lehrsätzen, setzte er im Vertrauen hinzu, bin ich größtentheils die Kenntniß gewisser Methoden schuldig, welche meine Praxis auf eine so vortheilhafte Art auszeichnen. Diese Aeusserung von Seiten eines Mannes, dessen Talente und Kenntnisse allgemein anerkannt waren, und ihm die Achtung der berühmtesten Professoren auf der hohen Schule zu Pavia erworben hatten, machten den tiefsten Eindruck auf mich. Ich fieng

sogleich an, das Werk von Jones, das ich unvermuthet in der Büchersammlung meines Vaters antraf, zu lesen. Das natürlichste Resultat hievon war — Tadel, wovon Solenghi den Grund leicht einsah. Er both sich an, mit mir das Werk gemeinschaftlich zu lesen, und ich nahm diesen Antrag blos darum an, um mich in der englischen Sprache zu üben, in der er so ganz Meister ist; denn nie hätte ich geglaubt, in medizinischer Hinsicht daraus etwas lernen zu können; allein bald ward ich überzeugt, wie sehr ich mich betrogen hatte, und wie merkwürdig die Brownsche Theorie, selbst in dem Falle einer Unrichtigkeit, seyn mußte. Ich sah ein, daß die Methode, die Brown bey der Entwicklung seiner Grundsätze anwendete, von der Art seye, daß, wenn ihm auch der Versuch, durch sie die Arzneykunde auf einfache und bestimmte Grundsätze zurückzuführen, mißlungen wäre, die Heilkunst dennoch, früher oder später, durch wiederholte Versuche unter ihrer Leitung das werden könne, was die übrigen Zweige der Naturkunde bereits sind.

Während ich mit rastlosem Eifer mich mit dem Studium der Brownschen Theorie beschäftigte, trat ein Umstand ein, der meinen Brownschen Mentor von Pavia weg nach Rom schleuderte, wo er wirklich unter den vorzüglichsten Aerzten eine, den Fähigkeiten seines Geistes angemessene, Rolle spielt. So sehr dieser Zufall die Vollendung meiner Analyse verzögerte, so gab ich doch mein Vorhaben nicht auf,

und ich kann sagen, der Drang, mir die vollkommene Kenntniß der neuen Lehre zu verschaffen, entweder, um sie zu widerlegen, oder zu vertheidigen, wuchs mit jedem Tage in mir. Das bedeutendste Hinderniß, um meinen Zweck zu erreichen, war der Mangel an den übrigen Brownschen Schriften — vorzüglich an dem Elementarwerke. Doch auch diesem half die Freundschaft des Dr. Scassi aus Genua ab, der so eben selbes aus Edinburgh mitgebracht hatte, und mir es zukommen ließ. Nachdem ich nun das Elementarwerk einigemal durchstudirt, und mit jenem seines Komentators verglichen hatte, wich ich dem beruhigenden Gefühle der Ueberzeugung und nahm die Brownschen Grundsätze als theoretisch gilt ig an. Ich sage: theoretisch gilt ig, weil ich damals keine Gelegenheit hatte, durch Versuche ihren praktischen Gehalt zu bestimmen. Diese Gelegenheit both sich indessen bald dar, da mir in dem Sommer des Jahres 1792. einige Krankensäle des Spitals zu Pavia zu besorgen anvertrauet wurden.

Wohl bewußt, wie oft man bey Versuchen mit dem Leben des Menschen spielt, und wie gewissenhaft hier der redliche Arzt zu Werk gehen muß; doch auch in Erwägung, daß, wenn man nie einen Schritt über die allgemein angenommene Heilmethode hätte hinausthun wollen, die Arzneykunde noch das seyn würde, was sie vor Hippokrates war; so fieng ich damit an, in jenen Fällen, wo mir die

gewöhnliche Methode nichts leistete, die Brownsche Lehre zur Richtschnur meiner Handlungsweise zu machen. Es herrschten damals eben viele drey und viertägige Wechselfieber; die Pazienten klagten über Bitterkeit im Munde, ihre Zunge war belegt, sie hatten Aufstossen, manche auch gallichtes Erbrechen, und alle klagten über Schwäche. Statt nach dem herkommlichen Kunstschlendrian so lang abzuführen, bis alle Zufälle verschwinden würden, oder, wie es am öftersten geschieht, bis sich die Kranken, im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht mehr rühren können, begnügte ich mich damit, ein einziges Entleerungsmittel zu verschreiben, und verordnete sogleich die China mit oder ohne Wein, und andere stärkende Mittel. Der Erfolg war durchgehends eine baldigere Genesung. Da ich aber noch hiebei die Bemerkung gemacht hatte, daß nach dem Abführmittel die Krankheit sammt dem Schwächezustand immer zunahm, so gab ich im nächsten Falle bei Pazienten, die sich vor dem Eintritte der Krankheit nicht überessen hatten, in welchen Fällen das Leiden mehr eine örtliche Affekzion der Verdauungswerkzeuge ist, ohne vorher zu entleeren, geradezu stärkende Mittel. Nun genasen die Kranken noch schneller. Mit wahrem Vergnügen sah ich aus folgender Stelle in dem Werke des berühmten, längst verstorbenen Modenesischen Arztes Franz Torti, daß meine Methode an sich eben nicht so ganz neu war. Dieser von allen Sachkündigen geschätzte Arzt

sagt nemlich: „Wenn der Fieber erregende Zun„der öfters ein Brech- oder Purgirmittel ist, wie „das die Erfahrung erweißt, und dadurch das Fie„ber nur noch hartnäckiger wird; oder wenn das „durch die Chinarinde unterdrückte Fieber durch „ein jedes auch noch so leichtes Ausleerungsmittel „wieder erweckt wird; mit welchem Rechte kann „man hoffen, die Krankheitsmaterie mit Arz„neyen auszutreiben, die der fiebererregenden Ur„sache gleich wirken, und die kaum vertriebene „Krankheit um so gewisser zurückbringen?" u. s. f. Nichts konnte mir angenehmer seyn, als in der Behandlungsart eines alten praktischen Arztes einen Beleg für meine Methode zu finden.

Nachdem ich so den Nutzen der neuern Methode in den Wechselfiebern erkannt hatte, gieng ich einen Schritt weiter — zu der Untersuchung der besten Heilart für die anhaltenden Fieber, welche dem Publikum unter den Namen: Gallen-Faul-Nerven- oder bösartige Fieber — bekannt sind. Hier stößte mir schon der durchgehends schlechte Erfolg der gewöhnlichen Heilmethode ein großes Zutrauen in eine derselben entgegengesetzte Handlungsart ein. Denn obwohl man nicht läugnen kann, daß die eben genannte, unter so verschiedenen Namen bekannte Krankheit dermassen gefährlich ist, daß auch die zweckmässigste Methode manchmal an ihr scheitert; so bleibt es denn doch auch erwiesen, daß die herkömmliche Art, sie mit Brech- und Purgirmit-

keln, oder auch mit Aderlässen zu bestürmen mehr zur Bevölkerung der Freydhöfe beiträgt, als die Natur der Krankheit selbst. Ich bemerkte auch auffallend, daß, sobald ich meine mit Gall = Faul = oder Nervenfiebern befallene Pazienten anfieng weniger abzuführen, und endlich jede Ausleerung, wenn selbe nicht durch einen besonderen Umstand — wie z. B. durch vorausgegangene Ueberfüllung des Magens u. s. w. nöthig gemacht worden war, zu unterlassen, ich nicht allein unzählig mehrere gerettet habe, sondern daß auch die Geretteten weit geschwinder sich erholten. Uebrigens ist, wenn wir die Sache genau betrachten, auch diese Methode nicht ganz neu. Denkende Aerzte haben längst die Beobachtung gemacht, daß bei diesen Fiebern Aderlassen, Entleerungsmittel, mit einem Worte, alles was schwächt, schade, und daß hier allein von dem zweckmässigen Gebrauche des Kamphors, des Weines, der China u. d. g. Hülfe zu erwarten seye. Um sich hievon zu überzeugen, lese man die Schriften der berühmtesten Aerzte verflossener Zeiten, z. B. den Riverius, den Morton, und sehe, wie sie diese Krankheiten behandelten. Freilich lag ihrem praktischen Verfahren eine irrige Theorie zu Grunde; indem der eine die eingebildete Fäulniß in den Säften; der andere aber das öfters nicht vorhandene Gift aus dem Körper treiben wollte. Doch das thut hier nichts zur Sache, und dient mir immer zum Beweise, daß die Methode, die Brown

für die gröſte Klaſſe von Fiebern vorſchlägt, praktiſch nützlich, und ſo auch auf die Erfahrung der beſten Aerzte gegründet ſehe.

Mit der äuſſerſten Wiſsbegierde gieng ich nun an die Unterſuchung der Brownſchen Heilart bei Entzündungskrankheiten. Brown nimmt bei innern Krankheiten zwey Klaſſen von Entzündungen an, deren eine mit der gewöhnlichen, ſchwächenden, die andere aber, weil ſie mit einem ſogenannten Nerven- oder Faulfieber vergeſellſchaftet iſt, mit der ſtärkenden Methode behandelt werden muß. Ueber die praktiſche Giltigkeit der erſtern war ich ſchon lang im voraus überzeugt, da kein praktiſcher Arzt an dem Nutzen einer Methode zweifelt, welche bei wahren Entzündungen Aderläſſe, gelind abführende Mittel, kühles Verhalten, häufiges wäſſerichtes Getränk, Ruhe des Geiſtes und des Körpers u. ſ. w. anräth. Ich ſah, daſs Brown in Hinſicht der Behandlungsart dieſer ſogenannten wahren Entzündungen wenig von jener, die der Hippokrates des 17ten Jahrhunderts, der groſſe Sydenham vorſchlug, und der berühmte deutſche Arzt Triller vervollkommnete, abweicht. Es iſt daher ein groſser Irrthum, wenn man glaubt, Brown misrathe die Aderläſſe und abführende Mittel in allen Entzündungen. Gott bewahre! Er macht von dieſen Mitteln den ausgebreiteſten Gebrauch, — freilich aber nur dort, wo ſie nöthig und angezeigt ſind. Leute, welche das Gegentheil behaupten, ha-

ben entweder nie Browns Werke gelesen, oder streuen solche alberne Sagen aus Bosheit aus. Ich bitte daher meine Leser nicht allein denselben kein Gehör zu geben, sondern alles von ihrer Seite beizutragen, um einen solchen Unsinn in seinem wahren Lichte darzustellen.

Was die Behandlung der zweyten Klasse von Entzündungen, die nach Brown stärkend seyn soll, anbetrift; hierüber schwankte ich noch, und ich war nicht sehr geneigt, in einer Sache von solchem Belange einen Versuch zu wagen. Eine Entzündung — und dennoch Schwäche! dieß schien mir eine sonderbare Sache. Freilich hatte ich schon viel von den sogenannten falschen Entzündungen gehört, bei welchen die Aerzte die Aderlässe misrathen; freilich hatte ich in Schenks Werken (Observ. Libr. VI. p. 855. Schol. ad observ. 46.) gelesen, daß im J. 1348. eine so äusserst bösartige Lungenentzündung geherrscht habe, daß kaum der zehnte Theil der Unglücklichen, die sie ergrif, dem Grabe entrann; freilich war mir folgende Stelle des berühmten Ballonius (Oper. omnia epidemica T. I. p. 15) nicht unbekannt: „in dieser bösartigen Lungenentzündung „waren Aderlässe fruchtlos, und die „Patienten fragten, ob es denn noch ein anderes, als das gewöhnliche Hülfsmittel gäbe, „welches im Seitenstechen für das vorzüglichste „gehalten wird? denn Hunderte, denen

„eine Ader geöffnet ward, verschlang „das Grab.„ Freilich wußt ich, daß Sarkone i. J. 1773. zu Neapel durch den Gebrauch des Opiums, und daß der berühmte Römische Arzt Baglio durch jenen des Kamphors, (zwey Reizmittel) eine ungeheure Menge von Kranken, die an der Lungenentzündung darniederlagen, gerettet haben, während alle jene, denen man Blut abzapfte, starben. Freilich war es mir nicht unbekannt, daß jeder gute Arzt gegen jene Halsentzündung, die mit einem bösartigen Scharlachfieber verbunden einhergeht, und mit dem Brande sich endigt, China und mineralische Säuren mit dem besten Erfolge anwendet. Aber ich hielt diese Erfahrungen für blosse Ausnahmen von der Regel, und wollte ein solches Wagestück nicht begehen. Endlich riß mich folgende Betrachtung aus aller Verlegenheit, und überzeugte mich vollkommen, daß die Fälle, wo Entzündungen mit stärkenden Mitteln behandelt werden müssen, nicht so selten sind, als man gemeiniglich zu glauben gewohnt ist. Es ist allgemein bekannt, daß die Wundärzte gewisse Entzündungen äusserer Theile, wenn das leidende Subjekt schwächlich und erschöpft ist, wenn die Entzündung lange dauert, wenn die Eiterung sich nicht gut anläßt, oder wenn gar schon die Gefahr des Brandes droht, mit reizenden Mitteln, behandeln. Sie sparen dann den Reiz der Wärme, des Kamphorgeistes, der China, und des Opiums nicht.

Digitized by Google

Selbst bei gewissen Augenentzündungen tropfen sie eine Auflösung von Opium in Wein, oder in einer andern geistigen Flüssigkeit in dieses sonst so äusserst empfindsame Organ, oder salben es gar mit ätzendem Quecksilber oder mit rothem Präzipitat ein, und die Entzündung — wer sollte es glauben! verschwindet. Da nun zwischen der äussern Oberfläche des Körpers und der innern kein wesentlicher Unterschied herrscht; da hier wie dort Nerven und Gefässe laufen, die den nemlichen Ursprung haben, und den nemlichen Gesetzen unterworfen sind; die Differenz also blos in Form und Mischung der Materie liegt; so entschloß ich mich bei einigen sehr entkräfteten, erschöpften, an der Lungenentzündung leidenden Kranken reizende Mittel anzuwenden, und die Aderlässe, so wie jede andere schwächende Ausleerung zu vermeiden; und der Erfolg dieser Handlungsweise war: daß nun eine weit kleinere Anzahl von diesen Pazienten starb, als vorher unter der schwächenden Heilart. Der Nutzen dieser göttlichen Methode gegen solche Entzündungen war nie auffallender als in dem verflossenen Winter, wo, wie sich meine Leser erinnern werden, viele Gattungen von Entzündungen, besonders aber der Lungen, herrschten, und vielen Leuten, denen Abergelassen wurde, das Leben kosteten. Ganz anders verhielt es sich mit der neuen Methode. Ich behandelte im Monat Jänner, Februar und März 1800 auf meiner Spitalabtheilung 86 mit den hef-

Digitized by Google

tigsten Lungenentzündungen befallene Pazienten. Unter diesen starb nur eine einzige Frau 48 Stunden nach ihrer Ankunft in das Spital. Man hatte sie vorher schon zu todt laxirt. Und doch bemühte sich die Verläumdung auszustreuen, es sterben mehr Leute unter der neuen als alten Methode!

So wie ich den praktischen Gehalt der Brownschen Lehre in den erwähnten Krankheiten prüfte, prüfte ich ihn auch in vielen andern sogenannten hitzigen, und chronischen Uebeln. Das jedesmalige Resultat dieser Untersuchungen in abstracto aufzustellen, würde für den größten Theil meiner Leser langweilig und ohne besondern Nutzen seyn. Ich begnüge mich also damit, selbes in concreto vorzulegen, und nur in wenigen Worten zu fassen. Der theoretische Theil der Brownschen Arzneylehre ist allerdings neu; neu ist auch der praktische Theil derselben, soferne man ihn im Zusammenhange betrachtet. Außer diesem Bedingnisse, und einzeln untersucht, enthält er größtentheils alte und längstbekannte Wahrheiten. Es hat nemlich nie an scharfsinnigen Beobachtern gefehlet, welche dem Gange der Natur im kranken Zustande auf der Spur waren; aber es fehlte in der Heilkunde an einem allgemeinen Prinzip, von welchem die Aerzte bei ihren Untersuchungen hätten ausgehen, und dem sie die gemachten Beobachtungen hätten unterordnen können. Die wichtigsten und nützlichsten Beobachtungen blieben daher isolirt — ohne allgemeinen Ny-

Digitized by Google

ten; oft auch unter sich in offenbarem Widerspruche. So entstand der böse Dämon aller Wissenschaften: die Lehre der Ausnahmen von allgemeinen Regeln; so entstand die größte Qual der leidenden Menschheit: die Uneinigkeit der Aerzte unter sich, und die despotische Gewalt der Mode in der Heilkunde. Ja! keine Koquette war je mehr modesüchtig, als diese an sich so ernsthafte Wissenschaft. Zweymal unterlag sie der von Hippokrates und Stahl aufgebrachten Mode, sich als Zuschauerin an das Krankenbett zu stellen, den Verlauf der Krankheiten nach allen Erscheinungen genau aufzuzeichnen, und die Heilung der lieben Natur zu überlassen. Dann ward diese, an sich — wenigstens nicht positiv schädliche Mode — von einer andern, der schädlichsten unter allen — der Aderlaßsucht (*Phlebotomania*) verdrängt. Galen durchbohrte alle Blutgefäße, die er erreichen konnte, und Bottal rieth die Aderlässe beinahe gegen alle Krankheiten an, indem er die Blutmasse mit einer Zisterne verglich, deren Wasser, wie er sagte, desto reiner wird, je mehr man aus ihr schöpft. Diese Mode wurde wieder durch die sogenannten Gifttreibenden Aerzte (*medici alexipharmaci*) unter welchen sich besonders Sylvius auszeichnete, vom Throne geworfen. Sie zwangen ganz Europa zum Bettliegen, um durch den Schweis die Menschen von den Giftstoffen zu befreyen, die sie fast bei allen Krankheiten witterten. Diese Mode bekam vor-

Digitized by Google

züglich durch Sydenhams Bemühungen den Todesstoß, dessen Anhänger das ganze menschliche Geschlecht in Feuer und Flammen sahen, und alle Naturreiche erschöpften, um wacker abzukühlen. Endlich sank auch diese Mode wieder, und eine andere schwang sich an ihrer Stelle empor. Sie besteht in dem Wahne, der menschliche Körper seye eine Kloake, in der sich beständig Galle, Unrath, Schleim und noch hundert andere Schärfen sammeln, und die man nicht genug reinigen könne. Sie führt, wie leicht vorauszusehen ist, zu dem Gebrauche der Brech- der Abführungsmittel und der Klystiere, und genießt noch wirklich den Schutz unserer Aerzte.

Ein Schicksal dieser Art mußte freilich die meisten Aerzte gegen jede neue Lehre im medizinischen Fache mißtrauisch und abgeneigt machen. Keiner andern Ursache kann ich es zuschreiben, daß die Professoren der Universität zu Pavia Brown's Lehre mit Verachtung von sich wiesen, und den Erfolg, den mir ihre Anwendung am Krankenbette gewährte, theils dem Zufalle zuschrieben, theils keiner weitern Rücksicht würdigten. Da ich indessen an einem beträchtlichen öffentlichen Orte praktizirte, und die Neuheit meiner Methode mir auch viele Zuschauer zuzog, die mit mir über den wohlthätigen Erfolg derselben staunten; — so reizte endlich der Ruf davon auch den berühmten Arzt und Wundarzt zu Mayland Dr.

Peter Moskati zur Neugierde: und dies um so mehr, weil er aus dem, was man ihm erzählte, in der Brownschen Lehre viele Ideen mit den seinigen homogen fand. Er verschafte sich daher Browns Elementarwerk, und faßte bald den Entschluß, selbes nachdrucken zu lassen, und mit einer empfehlenden Vorrede zu begleiten.

Dieß geschah noch vor Ende des Jahres 1792. Ehe dieses Werk erschien, hatte der Dr. Rasori, ein Mann von ausgezeichnetem Talente, die Uebersetzung eines andern Werks von Brown (Observations) unternommen, und mit wichtigen Anmerkungen bereichert. Diese beide Schriften zogen auf einmal die Aufmerksamkeit von ganz Italien, vorzüglich der zahlreichen jungen Aerzte, die damals zu Pavia studierten, auf sich. Viele unter ihnen baten mich dringend, ihnen Vorlesungen über die Brownsche Lehre zu geben, und ich fand keinen Grund, es ihnen abzuschlagen. Es konnte nicht fehlen, daß nicht einige davon enthusiastische Verehrer derselben wurden, und so kam es, daß viele Feuerköpfe die neue Lehre nicht nur ihren Mitschülern, sondern auch selbst ihren Lehrern mit Ungestüm aufdringen wollten, und auf diese Art Szenen entstanden, welche die meisten Professoren gegen die Brownsche Theorie und ihre Vertheidiger stimmten. Doch thaten sie keinen öffentlichen Schritt, um diesem etwas brausenden Hange der Jugend Schranken zu setzen. Ein Theil der Lehrer glaubte, es

wäre besser, der Sache kein Air d'importence zu geben, als was sie durch ein Veto in jedem Falle gethan haben würden. Lehrer, denen blos die Sache der Wissenschaft am Herzen lag, sahen nicht ungerne unter ihren Zuhörern Leute, die etwas mehr als orthodoxe Nachbeter waren, die das, was sie in dem Hörsaale hörten, auch an ihrem Denkvermögen prüften; und freueten sich herzlich darüber, daß die Flamme des Geistes unter ihren Schülern, statt zu erlöschen, jetzt noch höher emporloderte.

Inzwischen mangelte es auch nicht an andern italienischen Aerzten, welche die Brownsche Lehre zur Fehde aufreizte, vorzüglich in der Epoche, in welcher ich die Grundsätze derselben durch die Uebersetzung von Jones Werk, und in einem gedruckten Briefe bekannt machte. Allein, da in diesen Widerlegungen ein zu offenbarer hämischer Geist herrschte, sie von heimtückischen Sarkasmen aller Art strotzten, und überhaupt nicht in dem Tone geschrieben waren, in dem sich der unpartheiische Forscher der Wahrheit auszudrücken pflegt, hatten sie die Folge, die gewiß nicht in dem Zwecke der Verfasser lag; daß nemlich immer mehrere Aerzte zur Untersuchung der neuen Theorie schritten, und dann mit der beruhigendsten Uiberzeugung zu den Vertheidigern derselben übergiengen.

So hatte die Lehre des Schottländers gegen den Willen und alle Vermuthung gewisser Aerzte,

die sowohl ihr selbst als ihren Anhängern nur darum noch einige Schonung bewiesen, weil sie beide für zu geringfügig achteten, ein solches Aufsehen erreget, daß sie nun in dem Munde aller Menschen, und das Gespräch aller gebildeten Zirkel ward. Jetzt warfen sie die Maske ab, und suchten die verlorne Zeit durch einen deklarirten, nicht litterarischen sondern politischen Angriff zu ersetzen. Bei meiner im J. 1794. erfolgten Ernennung zum öffentlichen Repetitor der praktischen Arzneykunde auf der hohen Schule zu Pavia, erschlichen sie bei dem damaligen Gouvernemente von Mayland einen Befehl, wodurch allen Repetitoren verbothen !!! wurde, die Brownsche Lehre vorzutragen und zugleich die Professoren den Auftrag erhielten, für die Erfüllung dieses Befehles strenge zu wachen. Ja! dieß geschahe zu Ende des 18ten Jahrhunderts. . . .

Doch auch diesem Bannstrahle entgieng die gute Sache. Bald nach der Erscheinung dieses Befehles mußte ich bei der Translokazion meines Vaters nach Wien, den Lehrstuhl der praktischen Arzneykunde und die Klinik besetzen, und der gegebene Befehl traf mich als Professor nicht mehr. So fand ich Gelegenheit diejenigen Grundsätze aus der neuen Lehre, deren Gültigkeit mein Verstand sankzionirt hatte, der zahlreichen studierenden Jugend, die meine Vorlesungen besuchte, durch zwei volle Jahre vorzutragen, und ihnen durch die glücklichste Ausübung am Krankenbette

Digitized by Google

das Siegel der Wahrheit aufzudrücken. In diesem letzten Bedingnisse muß man die Erklärung suchen, warum eine so große Anzahl schon gebildeter Aerzte, Grundsätze, in die sie auf verschiedenen andern Universitäten eingeweiht wurden, nun ruhigen Herzens mit den Brownschen vertauschten.

Als ich im Sommer des Jahres 1796, weil die Hohesschule zu Pavia wegen Kriegsbegebenheiten aufgehoben wurde, nach Deutschland gieng, hatte sich die Anzahl der Verehrer Brown's in ganz Italien vermehrt, und das Ansehen der neuen Lehre im Volke stieg immer höher. Wie die Sache nachher gieng, weiß ich nicht. Bey der Erwägung aber, daß die praktische Kanzel drey eifrigen, denkenden Brownianern, den Professoren Brera, Rasou und Moskati anvertrauet wurden, so läßt sich wohl voraussetzen, daß sie die öffentliche Meinung immer mehr und mehr für sich haben mußte; so wie das wohl überall der Fall seyn wird, wenn anderst ihre Anhänger durch eine sinnlose Anwendung keinen Schatten auf sie werfen.

In Deutschland, wo man sonst jede noch so unbedeutende englische Schrift, blos weil sie englisch ist, übersetzt, ward die neue Lehre viel später, und nur erst durch den von Moskati veranstalteten Abdruck des Elementarwerks bekannt. Zwar hatte Girtanner durch seine Lehre einige Brownsche Grundsätze bekannt gemacht, aber dies that er seinem eigenen Geständnisse nach, nur aus Spaß!!! Allein

mit dieser Beicht rückte er etwas zu spät heraus, und nicht damals, als ihn Dr. Asch eines Diebstahls an Brown beschuldigte. Da sagte Girtanner: er habe Brown nicht benützt, und seine Lehre habe mit der Brownschen keine Aehnlichkeit. Wie läßt sich aber diese seine Aussage mit dem vereinigen, was er neulich, (vermuthlich seiner ersten Lüge uneingedenk) durch folgende Worte der Welt auftischte. „Ich habe dabey (bei der ausführlichen Darstellung der Brownschen Lehre) nicht nur alle Brownsche Schriften sondern auch jene seiner getreuesten Anhänger, und ein höchst interessantes, wichtige Aufschlüsse und treffliche Zusätze enthaltendes Manuskript der Brownschen Vorlesungen benützt, welches ich mir zu Edinburgh verschaft hatte. Daß alles, was ich hier vortrage, wirklich Browns Ideen sind, dafür kann ich mich verbürgen, denn ich habe nicht nur während meines ersten kurzen Aufenthaltes in Edinburgh, im J. 1786, sondern auch während meines zweyten längern Aufenthaltes daselbst, vom September 1789 bis zum May 1790, diesem Systeme meine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, und auf das Studium desselben den größten Theil meiner Zeit verwendet.“ —

Einmal hat also Girtanner das Brownsche System nicht benützt, und en bagatelle behandelt! das anderemal hat er dessen Grundsätze, nur aus Spaß, als eigene, und blos um zu hören, was die Deutschen darüber sagen würden, bekannt ge-

macht; und neulich gesteht er, daß er dem Studium derselben den größten Theil seiner Zeit gewidmet habe! — Ich überlasse es meinen Lesern, den Charakter eines solchen Schriftstellers abzuurtheilen; die meisten Aerzte müssen ihn ohnehin schon kennen.

Dem berühmten Staatsrath Weikard, dem Verfasser des klassischen Werkes: der philosophische Arzt, und vieler andern praktischen Schriften, kömmt das Verdienst ausschließlich zu, die Brownsche Lehre durch seinen Entwurf, und durch die Uebersetzung der Elemente, in Deutschland zuerst bekannt gemacht zu haben.

Weikard, ein erklärter Feind aller Hypothesen, stand schon lange deßhalb in dem Rufe eines gelehrten Empyrikers. Als denkender Beobachter fand er keine unter dem Schwalle von Theorien, die er unter seine Erfahrung hätte stellen können, bis endlich Browns Werk unter seine Augen kam. So reifte bald der Entschluß in ihm, die Verbreitung dieser Lehre in Deutschland, und ihre Vertheidigung gegen alle Anfälle auf sich zu nehmen. Wirklich konnte auch das Brownsche System, wenn es um einen einsichtsvollen Unterstützer zu thun ist, in keine bessere Hände fallen; aber auch in keine schlechtern, wenn sich's um einen Mann handelt, der bey derjenigen Klasse von Menschen, die zur Verbreitung der Meynungen und Wahrheit das Meiste beitragen könnten, auf Liebe und Freund-

schaft rechnen darf. Dieser redliche Gelehrte hatte sich durch seine Originalität, die sich nicht gerne in die Fugen eines Handwerksschlendrians, oder unter den Szepter eines despotischen medizinischen Diktators schmiegte, die Ungnade der meisten Journalisten, oder wie die übrigen Freybeuter heissen mögen, die in der gelehrten Republik den Ton angeben wollen, zugezogen. Diese Leute, die von litterarischer Kaperey leben, ergriffen nun mit einer ächten Sanskülottenwuth die Gelegenheit, bey welcher sich Weikard, nach einigen in philosophischer Ruhe durchlebten Jahren, wieder auf die Tribune, und zwar mit einer neuen Lehre, stellte. Nichts wurde verabsäumt, um in der Lehre selbst den Vertheidiger anzugreifen. So entstand plötzlich eine stürmische Untersuchung der neuen Grundsätze, wovon man nicht einmal den zehnten Theil verstanden hatte; so entstand aus einer Untersuchung, die, wenn sie mit mehr Kaltblütigkeit, oder wenigstens mit mehr Wohlstand angestellet worden wäre, in kurzer Zeit die vortheilhaftesten Folgen erzeugt haben würde, eine Fehde; deren Gemählde einst der Genius unserer Doktrin gerne aus den Annalen der Medizin wischen würde. Indessen waren die Anhänger Brown's keineswegs der angreifende Theil, und man kann ihnen weiter nichts vorwerfen, als daß sie sich gewürdigt haben, den pöbelhaften Ausfällen ihrer Gegner in einem ähnlichen Tone zu antworten.

Digitized by Google

Währenddem der größte Haufen von Journalisten so gegen Brown stimmte, erwarb sich seine Lehre dennoch immer mehr Verehrer und Anhänger, und dieß nicht allein unter jungen unerfahrnen Männern, sondern unter den ausgezeichnetsten Aerzten von Deutschland. Ja sogar die größten Gegner derselben fingen an ihren Irrthum einzusehen, und sich für eine so wohlthätige Lehre zu erklären. Ohne das Beispiels meines Vaters zu erwähnen, werde ich in Hinsicht auf Wiener Aerzte jenes unsers allgemein geschätzten Doktor's Sallaba anführen. Dieser philosophische Arzt war ein Schüler Stoll's, und eifriger Anhänger der Grundsätze dieses großen Mannes. Dieß hinderte ihn aber nicht, wenigstens sich genau mit den Brownschen Grundsätzen bekannt zu machen — eine Sache, welche die Pflicht eines jeden Arztes ist. Vom Anfang glaubte er sich in eine andere Welt versetzt — bald ging ihm aber neues Licht auf — er erkannte die alten Irrthümer und nahm Brown's Grundsätze in ihrem ganzen Umfang an. Ein gleiches that Herr Landschaftsprotophisikus Werner in Wien, ebenfalls ein Schüler Stoll's, obwohl er vorher der größte Feind des Brownianismus war. Seine Bekehrung wurde durch einen sonderbaren Fall veranlaßt. Das Kind eines allgemein beliebten und von jedermann hochgeschätzten Ministers erkrankte; Werner vertrat die Stelle des damals abwesenden Herrn Ordinarius. Als die

Sache sehr bedenklich wurde, veranstaltete man ein Concilium, wozu verschiedene der angesehensten Aerzte Wiens, unter andern auch mein Vater, gerufen wurden. Werner hielt die Krankheit für ein Gallenfieber und schlug die abführende Methode vor. Ihm stimmten die übrigen konsultirenden Aerzte ausgenommen Frank bei. Letzterer sagte nämlich: die Krankheit sehe ein Fieber aus Schwäche (Nervenfieber), die gallichten Zufälle kämen nicht von einer wirklich gallichten Ursache her, sondern seyen blos Folgen des allgemeinen Krankheitszustandes, die abführenden Mittel, indem sie schwächen, würden das Uebel vermehren, und die Rettung wäre blos von der stärkenden Methode zu erwarten. Diese Methode wurde auch angewandt. Werner zitterte, und wollte nur die übeln Folgen derselben erwarten, um durch eine Abänderung noch das Leben des Kindes mittelst der alten Methode zu retten. Wie erstaunt war er aber über die glückliche Täuschung seiner Erwartung, — über die augenscheinliche Besserung, und außerordentlich schnell erfolgte Herstellung des Kindes? Alsogleich beschloß er die Brownsche Lehre zu studiren, und bei andern Kranken anzuwenden. Der Erfolg übertraf alle Erwartung, — und Werner erklärte sich als Anhänger der Brownschen Lehre. Ein gleiches thaten unter andern Hofrath Markus und Professor Röschlaub in Bamberg, Professor Thomann in Wirzburg, Geheimerrath May

in Heidelberg, Dr. Schenk in Baaden nächst Wien, Dr. Erhard in Berlin, Dr. Knebel im Breslau, Hofrath de la Fontaine in Warschau. Dennoch behaupten die Gegner des Brownianismus, kein ausgezeichneter Arzt hätte sich damit abgegeben!

Dessen ohnerachtet muß man gestehen, daß auch diese Herren ihren lauten Ton viel geändert haben, denn schon ist ihnen die Brownsche Lehre nicht mehr, was sie vorher war, ein Chaos von Ungereimtheiten, Widersprüchen, die ihre Schöpfung, und ephemerische Dauer einem beotischen Branntweinsaufer, und exaltirten Kopfe zu verdanken haben; sondern ein Total von Grundsätzen, das viel Wahres und am Krankenbette Brauchbares enthält, das unfehlbar viel dazu beitragen wird, um dem Mißbrauch der Aderläße, der Entleerungsmittel Einhalt zu thun u. s. w. — Schon haben die meisten praktischen Aerzte, selbst jene nicht ausgenommen, die vorher das größte Geschrey gegen die neue Lehre erhoben, vieles in ihrer Behandlungsart geändert; und ich rufe hier die Apotheker und Unterwundärzte zum Zeugnisse auf. Wehmüthig erinnern sich letzte der glücklichen Zeiten, wo Schnepper und Schröpfköpfe ihnen an einem Tage mehr einbrachten, als nun in einem Monat. Jene betheuren insgesammt, die Entleerungsmittel in corpore von Zentnern auf Pfunde reduziren zu müssen. Ich machte mir schon einigemal das Ver-

gnügen, die Vorschriften jener Aerzte, die so laut gegen Brown deklamiren, durchzusehen, und sie mit jenen, die sie vor Jahren verschrieben, zu vergleichen; welcher Unterschied! Und in der That ist das auch der einzige Weg, der ihnen übrig bleibt, um sich in dem Kredit zu erhalten, den sie sich zu verschaffen gewußt haben, denn würden sie unabänderlich bei der alten Methode stehen bleiben, so müßte der üble Erfolg davon zu sehr mit den guten Wirkungen der entgegengesetzten Methode in auffallendem Kontraste stehen. So wenden sie, pour l'honneur des armes, etwas nach ihrer löblichen Routine an, um den Leuten Pulver in die Augen zu streuen, eilen dann aber, sub rosa dasjenige zu verordnen, was sie öffentlich als schädlich und mörderisch verschreyen.

So sonderbar dieß Betragen demjenigen scheinen könnte, der aus einer Ecke seines Kabinettes Menschengehalt und Handlungsweise zu bestimmen gewohnt ist; so leicht erklärbar wird dieß Phänomen für den ächten Menschenkenner seyn, der die Gewalt, der großen Triebfeder in der menschlichen Natur, des Egoismus berechnet hat.

Wie will man von einem Arzte, der schon lange Jahre praktizirt, welcher der Litteratur schon längst den Abschied gab, fodern, daß er von neuem anfange, die Grundsätze der Heilkunde zu studiren, und durch das Gegeneinanderhalten der alten mit der neuen Lehre, die bessere von beyden, oder das

Beßte in beyden zum Wohl der Menschheit wähle? Wie soll sich ein Doktor überzeugen, daß die Methode, durch die er von Nichts zu einem großen Vermögen und Ansehen gelangte, nicht die beßte von allen seye? Hierauf gründet sich die Antwort mancher Aerzte auf die Frage: ob sie für die neue Lehre gestimmet seyen? ich befinde mich ganz wohl, sagen sie, bei meiner alten Methode, (der Beweis hievon liegt in den Chatoullen, und der Gegenbeweis — auf den Freydhöfen) und ich wüßte nicht, warum ich davon abgehen sollte.

Auch in dem Ehrgeize hat der Egoismus so mancher Aerzte seine Quelle. Dieß ist vorzüglich bei Professoren, und denjenigen Schriftstellern der Fall, die durch ihre Arbeiten sich einigen Ruf erworben zu haben glauben. Unsere Meinungen, unsere Vorlesungen, unsere Werke, sagen diese Herren zu sich selbst, haben den Beyfall von ganz Europa erhalten. Junge Aerzte machen sich eine Ehre daraus, sich als Anhänger unserer Theorien erklären zu können — warum sollen wir nun Vasallen einer fremden Meinung werden, da wir schon im Besitze der Selbstherrschaft sind? Die Herren, welche aus Gründen dieser Art sich dem Brownschen Systeme widersetzen, haben vermuthlich vergessen, daß die wissenschaftliche Regierung mit der politischen nichts gemein hat; daß die Resignazion des Geistes auf eigne Meinungen, und die Huldi-

gung die er fremden Aussprüchen, wenn sie der Wahrheit näher kommen, darbringt, zwey schöne Zierden eines edeln und großen Gelehrten sind. Nie sah ich meinen Vater Johann Peter Frank heiterer, als wenn er — entfernt von jeder Autopsie, seinen Zuhörern sagen konnte: Meine Herren! streichen sie diese oder jene Zeilen in meinem Werke aus; als ich sie schrieb, hielt ich sie für wahr, nun bin ich aber des Gegentheils überzeugt.

Ich ergreife diese Gelegenheit um einem Streit ein Ende zu machen, der unter vielen Aerzten über die Frage: ob mein Vater ein Brownianer, oder Antibrownianer seye — zu herrschen scheint. Versteht man unter einem Brownianer einen Arzt der jeden von Brown aufgestellten Grundsatz unbedingt nachbetet — der das System, welches der Stifter selbst für eine rohe Statue ausgiebt, für ein vollendetes Meisterstück der Bildnerey hält, und daher jeden, der hierüber mit ihm nicht übereinstimmt, für einen Idioten ansieht; so ist mein Vater kein Brownianer. Begreift man aber unter einem Brownianer einen Heilkundigen, der die von Brown aufgestellte Fundamentaltheorie mehr als jene schätzt, auf der bisher die Arzneykunde ruhte, der die Anwendung dieser Grundsätze dort billiget, wo sich Brown nicht übereilte, und wo der Erfolg der Erwartung entspricht;

der aber im entgegengesetzten Falle die von Brown begangenen Fehler zu entdecken, zu verbessern, und so der rohen Bildsäule diejenige Politur zu geben sucht, der er sie fähig glaubt — dem das Andenken Brown's eben so heilig bleiben wird, als es ihm der Name jedes andern um die Kunst verdienten Mannes von jeher war, — so ist mein Vater allerdings ein Brownianer.

Daß das Aufgeben eigener Meinungen, wenn selbes das Resultat einer reifen Ueberlegung ist, nur Dummköpfen auffallen, und ihren Tadel reizen könne, beweißt das Ansehen, in welchem die Chemiker im Inn = und Auslande stehen, obwohl sie ihre Meinungen größtentheils mit jenen des Lavoizsier, Fourkroy u. a. vertauschten.

Eine gewisse Klasse von Aerzten ist der neuen Lehre abgeneigt, weil sie überhaupt jedem Systeme, oder jeder Theorie feind ist. Diese Leute haben nicht den ächtlogischen Begriff von den Worten; Theorie, System, indem sie denselben mit jenem des Wortes Hypothese verwechseln: Syſtême n'eſt autre choſe, que la diſpoſition de differentes parties d'un art ou d'une ſcience dans un etat, où elles ſe ſoutiennent toutes mutuellement, & ou les dernieres s'expliquent par les prémiéres. Célles, qui rendent raiſon des autres, s'appellent *principes*, & le *Syſtême* eſt d'autant plus parfait, que les principes ſont en plus petit

nombre; il eſt même a ſouhaiter, qu'on les reduiſſer à un ſeul. (Encyclopedie, ou Dictionaire raiſonné des ſciences, des arts, & des métiers. Article Syſtême). Der Arzt, welcher behauptet, er habe kein Syſtem, weiß alſo entweder nicht, was er ſagt, oder er geſteht ein, er handle ohne Grundſätze, und einem Manne, der ſich damit brüſtet, keine Grundſätze zu haben, ſein Leben anzuvertrauen, iſt wahrlich eine gewagte Sache.

Einige andere Aerzte behaupten, ſie haben ihr eigenes Syſtem, nach welchem ſie handeln. Dieſe Herrn frage ich: iſt Euer Syſtem beſſer, als die bisher bekannten, — warum macht ihr es nicht bekannt? — Stimmt es mit ihnen überein — warum tadelt ihr? — Iſt es ſchlechter . . . warum verlaßt ihr es nicht?

Eben ſo verhält es ſich mit dem Worte Theorie. Einige von den neuern praktiſchen Aerzten, ſagt der berühmte engliſche Arzt Darwin, deklamiren gegen mediziniſche Theorien im Allgemeinen, und bedenken nicht, daß Denker Theoretiſiren iſt, daß niemand irgend einem Kranken etwas verordnen kann, ohne zu denken, d. i. ohne zu theoretiſiren, und glücklich iſt alſo jener Kranke, deſſen Arzt die beſte Theorie hat. (Zoonomie oder Geſetze des organiſchen Lebens. S. in der Vorrede.)

Hypotheſen allein verdienen daher gewiß die ganze Verachtung des Arztes. Nimmt man aber an, daß eine Hypotheſe nichts anders ſeye — que

la ſuppoſition, que l'on fait des certains choſes, pour rendre raiſon de ce, que l'on obſerve, quoique l'on ne ſoit pas en etat de demontrer la verité de ces ſuppoſitions. (Encyclopedie) ſo wird man leicht einſehen, daß niemand mehr Hypotheſen hat, als jener Arzt, der ſich dem Brownſchen Syſtem widerſetzt. Was ſind denn die ſpezifiſchen Kräfte der Arzneymittel? was die rheumatiſche, katharrhaliſche, ſkorbutiſche Schärfe, u. ſ. f. von denen die Antibrownianer ſo ſprechen, als könnten ſie mit Händen gegriffen werden; wenn ſie keine Hypotheſen ſind? Indeſſen braucht man eben keinen prophetiſchen Geiſt zu haben, um vorausſagen zu können, daß in einigen Jahren die Brownſche Lehre den Namen Syſtem, und ihre Verehrer den Titel Brownianer, verlieren werden, und daß jene ausſchließlich Arzneywiſſenſchaft heiſſen wird, ſo wie dieſe dann allein Aerzte genannt werden können. Beyſpiele dieſer Art finden wir in allen Fächern menſchlicher Kenntniſſe, die aus ihrem rohen Zuſtande zu einer gebildeten Lehre, oft durch die Bemühungen eines einzigen Gelehrten, erhoben wurden. Als die Aſtronomie noch nicht die Vollkommenheit erreicht hatte, in der man ſie gegenwärtig anſtaunet, gab es viele Sekten unter den Aſtronomen. Newton erſchien und erſchuf ſein Syſtem. Die erſten Vertheidiger deſſelben hießen Newtonianer. Sobald aber dieſes Syſtem allgemein für richtig anerkannt war, verſchwand die-

ser Nahme, und man hatte keine andere Astronomie mehr, als Newtons System, und keine andere Astronomen als die Verehrer desselben. In neuern Zeiten gab uns die Chemie ein ähnliches Beispiel. So lang sie in ihrem chaotischen Zustande blieb, so lang man alle Erscheinungen, welche die Zerlegung und die Mischung der Körper hervorbringen, durch eingebildete Prinzipien, wie z. B. durch das Phlogiston erklären wollte, gab es keine Einheit in der Chemie und keine unter den Chemikern. Kaum aber hatten die Entdeckungen der französischen Chemiker, zu denen sie die philosophische Methode in ihren Untersuchungen leitete, aus der Chemie ein wahres wissenschaftliches Gebäude aufgestellt, verschwanden alle Sekten, wie der Nebel vor der Sonne. Anfangs hießen die Anhänger dieser Lehre zum Spott wohl auch Antiphlogistiker. Die Sache hat sich geändert, und ein Scheidekünstler, der noch sklavisch an der alten Theorie kaut, heißt jetzt kein Chemiker mehr.

Um die Geschichte der Brownschen Lehre vollständig zu geben, wär' es nöthig, von ihrem Schicksale in Frankreich und England mit Rücksicht auf die neuern Zeiten zu sprechen. In Hinsicht auf England hab ich Beweise genug in Händen, um jene, welche behaupten, man treffe keine Spur von Brownianism dort an, vom Gegentheile zu überführen. Es ist bekannt, daß ein großer Theil von jenen, die dort die Heilkunst ausüben, bloße Em-

Digitized by Google

pyriker, oder um mich treffender auszudrücken, bloße Routiniers (Ueblinge) sind, die das Gerathewohl zu ihrem Systeme haben, und überall auf die Guineenjagd ausgehen. Diesen Elenden ist die Brownsche, so wie jede andere, Lehre gleich unbekannt. Die andere Klasse von Heilkundigen aber, die wahren Aerzte, sind mit Brown's Lehre sehr wohl bekannt, und haben, aus ihren Werken zu urtheilen, selbe größtentheils angenommen. Unter diesen zeichnen sich die berühmten Aerzte Rusch in Philadelphia, und Hr. Beddoes aus, welcher die Brownsche Lehre mit den Grundsätzen der neuern Chemie zu vereinigen trachtet.

In Frankreich beschäftigen sich wirklich viele Aerzte mit ihrer Analyse, und sie fängt auch dort jetzt an Aufmerksamkeit zu erregen. Einige Schriften von Hrn. Weikard und von mir sind in das Französische übersetzt. Aeltere Aerzte scheinen freilich nicht für die neue Lehre, und für ihre Vertheidiger gestimmt zu seyn, worunter sich vorzüglich der Professor, Bürger Pinel auszeichnet. (Nosographie philosophique ou la methode de l'analyse appliquée à la medicine. à Paris an. VI.) Schade ist es, daß sich dieser Arzt vorher nicht besser mit der Lehre Brown's bekannt machte, bevor er sich das Recht anmaßte, darüber mit so vieler Intoleranz zu urtheilen.

Weit vortheilhafter ist das Urtheil, welches man in Spanien fällte, wo Hrn. Weikards

Werk mit meinen Noten in die Landessprache übersetzt wurde. Der Uebersetzer Don Joachim Zerrano Mansanno beständiger Sekretair des k. medizinischen Kollegiums zu Madrid erklärt, daß er durch seine Arbeit ein System bekannt mache, welches nicht allein gründlicher und einfacher als die bisherigen Systeme der Heilkunde, sondern dessen Anwendung weit angenehmer für den erkrankten Menschen seye. —

Aber auch in Orient ist Brownsches Licht aufgegangen. Den verflossenen Winter erhielt ich einen Brief aus Aleppo vom 20. Oktober 1799.— wo mir ein 70jähriger allda praktizirender Arzt, Dr. Baldasare Salina schreibt, er habe die Brown'sche Methode angenommen, wende dieselbe unter Arabern und Türken mit dem größten Erfolg an, und werde sie seinem Sohne, der bereits schon mit der alten schädlichen Methode gut bekannt ist (già ben prático nella passata perniciosa scienza) einprägen. Wo dieser alte Praktikus von den Widerlegungen, welche gegen Brown erschienen sind, spricht, sagt er: „Brown ist todt— er kann folglich nicht mehr antworten. Die reine Erfahrung wird mit der Zeit seine Stelle vertreten, und die Lehre dieses großen Mannes wird zum Heil der Menschheit über alle bisher bekannte Systeme der Heilkunde siegen.“

Digitized by Google

Einige Verse aus einem komischen Heldengedichte The Brunoniad genannt, aus dem Englischen von Hrn. Ratschky übersetzt.

Wenn matte Kranke sich voll Ekel oft erbrechen,
Was hat der Arzt zu thun? Sie stracks noch mehr zu schwächen.
Wenn sich der Lebens-Quell', den die Natur uns gab,
Des Jüngling's Lung' entstürzt? Zapft hurtig Blut ihm ab!
Und wenn auch dieß noch nicht der Adern rasche Fluthen
Zu bändigen vermag? So muß er wieder bluten.
Kurz, wünscht ihr ernstlich, lang auf diesem Erdenkreis
Zu leben, so vernehmt die sicherste Methode:
Erbrechet euch, purgirt, zapft Blut ab, treibet Schweiß,
Und hungert euch zu Tode.

Digitized by Google

Ueber das Einimpfen der Kuhpocken

von

Doctor de Carro

praktischem Arzte in Wien.

Die Entdeckung des Einimpfens der Kuhpocken (la vaccine) ist eine der wichtigsten Entdeckungen, deren sich die Heilkunde schmeichlen und das gesammte Menschengeschlecht erfreuen kann. Ja! es ist selbst sehr wahrscheinlich, daß wenige Entdeckungen in der Geschichte der Arzneywissenschaft eine so wichtige Rolle spielen werden, als wir es von dieser erwarten können.

Der Endzweck folgender Zeilen ist keineswegs den aufgestellten Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu bearbeiten; denn dieß haben wir uns in einem eigenen vollständigen Werke zu thun vorgenommen. Hier liefern wir blos dem Publikum auf Ansuchen des Hrn. Doctor Joseph Frank eine kurzgefaßte Uebersicht der Kuhpockeneinimpfung, damit man vorläufig die Geschichte, Eigenheiten und Vortheile derselben einsehen und beherzigen könne.

Digitized by Google

Die Landleute der Grafschaft Glouceſter in England kannten ſeit unzähligen Jahren eine Krankheit der Kühe unter dem Namen *the Cowpox* (Kuhpocken). Sie äuſſert ſich am Euter der Kuhe unter der Geſtalt von Bläschen, welche mit einer wäſſerichten Feuchtigkeit angefüllet, und mit einem blaulichtrothen Reife umgeben ſind. Dieſe Krankheit, obwohl ſie keineswegs für die Kühe gefährlich iſt, macht ſie doch auf einige Zeit kränklich, und benimmt ihnen die Milch und ihr gutes Ausſehen — *enbonpoint*.

Wenn die Leute, welche an ſolchen Kuheutern melken, an ihren Händen irgend eine Wunde, Riß oder von der Oberhaut entblößte Stelle haben, — ſo erhalten ſie ebenfalls dieſe Krankheit durch Berührung. Sie erſcheint an den Fingern, bildet da Bläschen, die in vielen Rückſichten den wahren Pocken gleichen, und erzeugt in dem Pazienten Fieber, ſo wie auch Geſchwulſt der Achſeldrüſen. — Dieſer auffallenden Zufälle ohnerachtet iſt das Uebel an ſich von keiner Gefahr, indem man kein Beiſpiel hat, daß irgend jemand daran geſtorben wäre.

Seit beinahe einem Jahrhundert haben die Pächter, welche bey dieſen, die Grafſchaft Glouceſter berühmt machenden, Melkereien angeſtellt ſind, beobachtet, daß, wenn eine Pockenepidemie herrſchte, diejenigen Bauern, welche die Kuhpocken einmal überſtanden hatten, von jener, was ſie auch immer für eine Natur, und Grad von Bösartigkeit haben mochte, verſchont blieben. Sie haben dieſe Beobachtung zu wiederholtenmalen ſowohl den

dortigen Gutbesitzern als Aerzten und Wundärzten mitgetheilt, die sie aber keiner Aufmerksamkeit würdigten, und die ganze Sache für abergläubische Volksmeinung hielten. Man weiß selbst, daß mehrere Bauern, innig überzeugt, daß die Kuhpocken vor den wahren Pocken bewahren, ihre Kinder durch Federmesser, Dörner, Pfrimen u. d. gl. einimpften. Erst dann, als in der Folge die Vortheile der gewöhnlichen Pockeneinimpfung dergestalt in England anerkannt wurden, daß man die Inoculation im Großen, d. i. in ganzen Pfarreien, und Gemeinden vornahm, erstaunten die mit dieser Operation beschäftigten Aerzte und Wundärzte nicht wenig über die Bemerkung, daß in den Gegenden, wo die Kuhpocken herrschten, die Anzahl der Pockenempfänglichen Personen weit geringer, als anderswo war. Die Bauern machten alsdann beobachten, daß diese Immunität blos denjenigen zu Theil wurde, welche die Kuhpocken einmal in ihrem Leben gehabt hatten. — Darauf fing man an zu glauben, daß an der Erzählung der Pächter und Bauern dennoch etwas Wahres seyn dürfte. Dieser Umstand veranlaßte Hrn. Dr. Eduard Jenner aus Berveley, den Grad der Giltigkeit dieser interessanten Bemerkung durch Erfahrungen zu bestimmen. Er trachtete fürs erste solche Leute, die bereits die Kuhpocken überstanden hatten, mit den gewöhnlichen Pocken anzustecken. Der Versuch mislang ihm sowohl durch die Inoculation

als durch die ungekünstelte Ansteckung. Der Versuch mislang ihm, obwohl er, in der Absicht zu bestimmen, ob die Kuhpocken nur auf eine bestimmte Zeit vor den gewöhnlichen sicherten, — meistens nur solche Menschen wählte, welche schon vor vielen Jahren die Kuhpocken überstanden hatten. Nicht zufrieden, seine Versuche blos an Leuten zu machen, welche die Krankheit unmittelbar von den Kühen geerbt hatten, — inoculirte er auch die Kuhpocken. Als er darauf die zweite Inoculation mit den gewöhnlichen Pocken vornahm, — war das beständige Resultat wie oben, — sie ergriffen nicht. — Nachdem Dr. Jenner so beinahe sieben Jahre mit dergleichen und andern scharfsinnigen Versuchen über diesen Gegenstand zugebracht hatte, machte er das Resultat seiner Beobachtungen in einem im Juni 1798. erschienenen Werke, von welchem wir eine gute theutsche Uebersetzung von Doctor Ballhorn besitzen, bekannt. Man kann leicht begreifen, welchen Eindruck ein solches, in Hinsicht seines Gegenstandes, des vorher schon rühmlich bekannten Verfassers, der eleganten Schreibart, und bewunderungswürdigen Kupferstiche merkwürdiges Werk, auf das gesammte Publikum machen mußte. Es fehlte auch nicht an Aerzten, welche die Versuche des Dr. Jenners wiederhohlten, und in England die Kuhpockeninoculation der gewöhnlichen substituirten. Sie erhielten das nemliche Resultat, d. i. daß nach

vorausgegangenen Kuhpocken die gewöhnlichen Pocken nicht anstecken. Auch ist der Verlauf des Uebels von allen Aerzten so gefunden worden, wie ihn Jenner angab. Seinen und unsern Beobachtungen gemäß halten die inoculirten Kuhpocken folgenden Gang: den dritten, vierten Tag nach der Einimpfung, welche durch Fäden oder mittelst frischen Eyters vollzogen wird, bemerkt man an der Stelle der Inoculation eine kleine Röthe und Erhöhung, welche in ein Bläschen übergeht. Dieses Bläschen wächst bis den zwölften oder dreizehnten Tag, und enthält eine Flüssigkeit, welche so klar als Wasser ist. Gegen den sechsten oder siebenten Tag bildet sich um das Bläschen ein rother Ring, der sich ohngefähr bis zur Größe eines Thalers ausbreitet. Den achten oder neunten Tag bemerkt man ein äusserst unbedeutendes Fieber; d. i. einen kleinen Schauer, etwas Hitze an den Händen und Wangen und Niedergeschlagenheit. Diese Zufälle dauern blos einige Stunden. Von diesem Augenblick an wird der rothe Ring immer kleiner. Gegen den eilften, zwölften Tag bildet sich auf der Mitte des Bläschens eine sehr schwarze Kruste, welche sich vom Mittelpunkt gegen die Peripherie ausdehnet, und sehr fest der Haut anhängt. So ist der Verlauf dieser von mir beinahe in hundert Subjekten beobachteten Krankheit.

Nun entsteht die Frage: welche Vorzüge gewähret uns diese Inoculation vor

der gewöhnlichen Pockeneinimpfung? — Hierauf antworten die von Woodwille, Pearson, Jenner, Fermor und uns gemachten Erfahrungen folgendermaßen:

Erstens. Die Krankheit begnügt sich mit einem örtlichen Ausschlage an der Stelle der Inoculation. Es erscheinen also keine Pocken an andern Stellen, daher keine Gefahr für Verunstaltungen des Gesichts, so wie für alle andere leider nur zu gut bekannte Folgen der über den ganzen Körper verbreiteten Pocken. Zwar behauptet Dr. Woodwille, daß seine Pazienten, obwohl sie mit Kuhpocken inoculirt wurden, dennoch hie und da einen auch zahlreichen Ausschlag erhielten. Da aber dieser übrigens verdienstvolle Arzt die Unvorsichtigkeit beging, die Kuhpockeninoculation in einem Spital vorzunehmen, in welchem jährlich unzählige Menschen mit den gewöhnlichen Pocken inoculirt werden, und deßwegen sehr wahrscheinlich ist, daß seine Inoculirten durch die gewöhnlichen Pocken angesteckt wurden, so beweist die Erfahrung des Dr. Woodwilles nichts gegen jene der übrigen Aerzte, welche stets auf die Kuhpockeninoculation keinen Ausschlag bemerkten.

Zweitens. Die Krankheit ist ohne beflissentliche oder zufällige Einimpfung durch bloßes Beiwohnen nicht ansteckend. Der Raum ist hier zu klein, um alle Versuche anzuführen, welche, um sich von die-

Digitized by Google

ser Sache zu versichern, angestellt wurden. Man hat hierinn alles Mögliche gethan, und ging sogar so weit, daß man gesunde Kinder über den Kuhpocken anderer während der ganzen Krankheit täglich einathmen ließ. Auch hat man Frauenzimmern einige Tage vor der Geburt Kuhpocken eingeimpft. Ihre Kinder wurden nicht angesteckt, obschon sie an der Mutter tranken. Dennoch waren diese Kinder ansteckungsfähig, indem man sie in der Folge mit den Kuhpocken inoculiren konnte. Welcher Nutzen von der nicht ansteckenden Eigenschaft der Kuhpocken für das gesammte Menschengeschlecht entspringe, bedarf wohl keiner fernern Beweise. Der Familienvater wird sich nun nicht mehr gezwungen sehen, seine Kinder en masse inoculiren zu lassen, oder die Inoculationsfähigen von denen, die es nicht sind, Monatelang mit den größten Kosten abzusöndern. Der Nachbar wird in seinem Hause die Inoculation vornehmen können, ohne daß deßhalb dem andern Nachbarn die Gefahren der Ansteckung bevorstünden.

Drittens. Die Kuhpocken können zu jeder Jahreszeit eingeimpft werden. Da nemlich der Krankheitszustand bei dieser Inoculation sehr unbedeutend ist, so verhindert die Gegenwart mancher Umstände, welche die gewöhnliche Inoculation verbieten, keineswegs jene der Kuhpocken. Dadurch gewinnt das Menschengeschlecht auferordentlich viel. Denn wie oft geschieht

es nicht, daß man die beßte Zeit der Inoculation blos darum verliert, weil man das Frühjahr erwarten will, während dem die natürlichen Pocken kommen, und das Kind hinwegraffen? Selbst das Zahnen scheint die Kuhpockeninoculation nicht zu verhindern.

Viertens. Die Krankheit ist nie mit einem gefährlichen Zufalle verknüpft, sondern immer von der leichtesten Art. Hievon überzeugt uns folgende Geschichte: Seit einem Jahre ist in England an gesammte königliche Armeen der Befehl ergangen, alle Soldaten so wie ihre Weiber und Kinder, die noch nicht geblattert haben, mit den Kuhpocken einzuimpfen. Mannigfaltige Berichte lehren nun, daß fast alle Soldaten während dieser Einimpfung so wenig erkrankten, daß sie im Stande waren, ihre Dienste zu verrichten.

In England, wo, so wie die angeführten Schriftsteller melden, mehr dann 10000 inoculirt wurden, scheint man von den bisher erwehnten Vortheilen so innig überzeugt zu seyn, daß sich nicht allein die Aerzte dieser Insel gemeinschaftlich mit dieser Operazion abgeben, sondern darin von den Größten des Reiches (die ihre eigene Kinder inoculiren lassen) auf das menschenfreundlichste unterstützt werden. Ein Edelmann, William Fermor, macht uns in einer sehr interessanten Brochure bekannt, daß von 326 Personen, von jedem Alter, d. i. von 11 Tagen bis 75 Jahren, die auf seinen

Gütern mit den Kuhpocken inoculirt wurden, unter 123, denen man nachher die gewöhnlichen Pocken einimpfte, kein einziges Individuum war, welches darauf geblattert hätte. Hat die königliche Familie nicht, wie sie es ehemals mit der gewöhnlichen Inoculation that, selbst Beispiele der Kuhpockeneinimpfung dargebothen, so scheint dieß blos daher zu rühren, weil alle Durchlauchtigsten Individuen derselben bereits schon geblattert haben. Indessen haben Se. königliche Hoheit Herzog von York nicht allein den oberwehnten Befehl an die Armee bewirkt, sondern zugleich, das den 9. Dezember 1799 zu London für die Inoculation der Kuhpocken errichtete Institut, genannt: Institution for the Vaccie-Poch Inoculation unter Ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen geruhet. Der Präsident und Vicepräsident des Instituts, in welchem eine ungeheure Anzahl von allen Leuten unentgeldlich inoculirt wird, sind ebenfalls Männer, denen ihre Geburt sowohl, als ausgezeichnete Talente in der Heilkunde, einen hohen Rang in dem Staate anweisen. Das Institut, dem sie vorstehen, wird nun als die einzige Quelle des Kuhpockenstoffes, dessen sich England so wie die ganze Welt bedienen kann, angesehen. Damit kein Unterschleif geschehen kann, werden die Fäden, die man von dort versendet, mit dem Pettschaft der Anstalt versehen. Dieses Pettschaft bietet die Gestalt einer schönen Kuh dar, und ist mit dem Ausspruch von Horaz: feliciores inserit geschmückt.

Der deutlichste Beweis des großen Ansehens, in welchem die Kuhpockeninoculation in England steht, ist der neulich von Seiten der Admiralität in London an gesammte Matrosen ergangene Befehl, ihre Kinder mit Kuhpocken inoculiren zu lassen.

Aber nicht allein in England haben menschenfreundliche Aerzte und vorurtheilfreie Bürger die große Entdeckung der Kuhpockeninoculation zu benützen gewußt; indem sich dieselbe nun auch auf dem festen Lande allmählich ausbreitet. Allhier hat sich jedoch keine Provinz so thätig gezeigt, als das Churfürstenthum Hannover, wo unter der Leitung der Herren Ballhorn und Strohmayer die Kuhpockeneinimpfung täglich mehr Fortschritte macht. Ich war so glücklich schon 1799 von dem Kuhpockenstoffe zu erhalten. Innigst überzeugt von dem, was uns über diesen Gegenstand die Engländer sagten, trug ich kein Bedenken, meine eigene zwey Kinder einzuimpfen. Der Erfolg entsprach vollkommen der Erwartung, denn nicht allein war der Verlauf des Uebels jenem gleich, den wir oben beschrieben haben, sondern auch die gewöhnliche nach einer Zeit vorgenommene Inoculation blieb ganz ohne Wirkung. Mit vielem Vergnügen vernehme ich, daß meine Vaterstadt Genf, so wie ein anderer Theil der Schweiz die neue Einimpfung adoptirt habe.

Aber was mehr? selbst die eingewurzeltesten Feinde der Engländer, die Franzosen haben diese

ihre Entdeckung zu schätzen gewußt. Wir wissen zuverlässlich, daß das Nationalinstitut in Frankreich den Dr. Aubert aus Genf, praktischen Arzt zu Paris, nach London geschickt habe, um diese Entdeckung zu verifiziren, und daß derselbe bereits in Gesellschaft des Dr. Woodwilles zurückgekehrt seye, um in Paris selbst die Kuhpockeninoculation einzuführen.

Die neue Welt und Ostindien genießen auch diese Vortheile. Englische Werke benachrichtigen uns, daß die mit Kuhpockenstoff geschwängerten, und von Doktor Pearson nach Philadelphia und Bombay versendete Fäden allda angekommen seyen, und von den dortigen Aerzten benützt werden. Ich selbst hatte neulich das Vergnügen zu der Entrichtung der Schulden, die wir in Hinsicht der ersten Pockeninoculation einstens mit den Türken eingiengen, dadurch beizutragen, daß ich dem Millord Elging Bottschafter Sr. Majestät König von England in Konstantinopel auf sein Verlangen Kuhpockenstoff zusandte, mit welchem er seinen einzigen Sohn zu inoculiren gedenkt, der vielleicht mit der Zeit in der Türkey die wichtige Rolle, welche Myladi Wortley Montague in Europa nach ihrer Rückkunft aus Levante ausführte, spielen wird.

Es wäre endlich viel zu weitläuftig alles dasjenige anzuführen, was unbefangene Menschen in allen Gegenden thaten, um diese Operazion immer mehr und mehr in Schwung zu bringen. Alles kün-

diget an, daß man dieser Entdeckung die Aufmerksamkeit, die sie verdient, schenken, und daß der Namen von Jenner als der eines der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes in die späteste Nachwelt übergehen wird. Die fürchterliche Blatternepidemie, welche gegenwärtig in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie herrscht, und nicht ohne Ursache sorgfältige Eltern vor dem drohenden Uebel, das ihren Kindern bevorsteht, erschröckt, gibt mir nemlich mit jedem Tag mehr Gelegenheit von der Kuhpockeneinimpfung Gebrauch zu machen.

Die Beobachtungen, und Erfahrungen mit welchen die ganze Kuhpockenlehre verknüpft ist, sind so zahlreich und wichtig, und tragen so viel zu dem glücklichen Ausgang der Operation bei, daß ich keinem Arzte oder Wundarzte rathe, sich vorellig und ohne mit den Eigenheiten und den über diesen Gegenstand von Englischen, Hannoverschen und Genfer Aerzten herausgegebenen Schriften wohl bekannt zu seyn, mit derselben abzugeben. Das Bewußtseyn gewisse Fehler in dieser Hinsicht selbst begangen, und nur nach reiferer Erfahrung wieder gut gemacht zu haben, zwingt mir diesen Rath ab, der vielleicht das Publikum in den Stand setzen wird, die Impfärzte nach Kenntniß der Grundsätzen dieser, bei weitem nicht so einfachen Lehre, als man zu glauben pflegt, richtig zu beurtheilen.

Digitized by Google

Von den Ursachen der häufigen Lungensuchten in großen Städten, besonders in Wien, und den Mitteln dieselbe zu vermeiden.

Von

Martin Schmidt

der Arzneikunde Doktor, und Arzt in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien.

Die Sterbelisten eines Paris, Londons, und Wiens, überzeugen uns von der traurigen Wahrheit, daß in diesen großen Städten keine Krankheit unter den erwachsenen Personen jährlich so viele Opfer dem Tode bringe, als jene die unter dem Nahmen Lungensucht oder Schwindsucht bekannt ist. In dem hiesigen allgemeinen Krankenhause allein starben in drey Jahren (von 1797 bis 1799.) 2,735 Personen an dieser fürchterlichen Krankheit. Setzt man noch die leider nicht weniger rich-

tige Bemerkung hinzu, daß die Lungensucht meistens nur solche Menschen überfällt, die sich in der Blüthe ihrer Jahre befinden, und folglich ohne diese Krankheit noch lange für sich, für ihre Freunde und Aeltern, und den Staat hätten leben können; so wird gewiß jeder empfindsame Mensch von Schauder ergriffen werden, und die Ursachen einer solchen Plage zu erfahren wünschen.

Indem ich mir nun vorgenommen habe einen solchen Wunsch zu erfüllen, glaube ich nicht allein die Neugierde zu befriedigen, sondern ich bin fest überzeugt, dadurch der Menschheit überhaupt, besonders aber dem Publikum grosser Städte vorzüglich Wiens einen ausgezeichneten Dienst zu leisten. Die aufrichtige Schilderung der Ursachen eines jeden Uebels führt auch unbemerkt die Mittel dieselben zu vermeiden mit sich. Und wie könnte anders dem Uebel der Lungensucht gesteuert werden, als durch Vermeidung der Ursachen, da die Arzneikunde aller ihrer Bemühungen ohngeachtet bisher nie im Stande war, und — ach welch schrecklicher Gedanke! — vielleicht nie im Stande seyn wird, die einmal vollkommen ausgebrochene wahre Lungensucht zu heilen?

Um aber in der Folge von Nichtärzten (für die ich dem Endzweck des gegenwärtigen Taschenbuchs gemäß allein schreibe) nicht misverstanden zu werden, werde ich der Schilderung der Ursachen der Lungensucht nicht allein die Definition dieser Krankheit,

sondern auch eine kurze Beschreibung ihres Verlaufs vorausschicken. Von der Art sie zu kuriren (pflegen) spreche ich nicht; dieß ist den Aerzten ausschlüßlich überlassen. Nichtärzte müssen meines Erachtens blos negativ, und nicht positiv in Gesundheitssachen unterrichtet werden; das heißt, man muß dieselben lehren was sie nicht zu thun haben, sie aber keineswegs selbst handeln machen. Nach solchen Grundsätzen werden medizinische Volksbücher nie schaden. Doch zur Sache.

Die Lungensucht ist eine örtliche Krankheit der Lungen (deren Substanz durch Geschwüre, oder Knoten verletzt ist) mit Abzehren des ganzen Körpers und einem schleichenden Fieber.

Das Uebel glühet oft Jahrelang unter der Asche, manchmal macht es schnelle Fortschritte. Im letzten Fall nennen die Engländer diese Krankheit eine galoptrende Lungensucht.

Die gewöhnlichsten Zufälle, welche die Lungensucht auszeichnen, sind: Husten mit, oder ohne blutigen, oder eyterichten Auswurf; Beängstigung, schwerer Athem, verhinderte Lage auf diese oder jene Seite; drückender, wohl auch stechender Schmerz auf der Brust; Heiserkeit und Abnahme der Kräften. Die Aerzte insgesamt behaupten, die Zunahme des Appetits seye unter diesen Umständen ein beständiges Symptom. Wir beobachteten es allerdings in einigen Fällen, aber bei weiten nicht so oft, als man zu glauben gewöhnt ist. Nimmt die Krank-

Digitized by Google

heit immer mehr über Hand, so entsteht des Nachmittags ein Frösteln; worauf Hitze, und besonders, wenn die Kranken des Nachts schlafen, häufiger Schweiß erfolgt. Nicht selten wechselt der Schweiß mit einer die Kräften noch mehr mitnehmender Diarrhöe ab. Ist die Sache einmal so weit gekommen, so schwellen die Füsse, und der Urin geht sparsam, der Athem wird immer wegen den in der Brust angehäuften Wässern schwerer. Unter diesen Umständen verliert der Pazient durch Bluthusten, Erstickung, plötzlich und unerwartet das Leben. Meistens aber ist er so unglücklich, nur nach und nach dem Tode entgegen zu gehen. In dieser traurigen Lage, welche gewiß jeden empfindsamen Arzt, der so von einer theilnehmenden Familie umrungen da steht, ohne helfen zu können, Thränen abpreßt, — in dieser traurigen Lage, sage ich, ist es noch ein wahres Glück, daß meistens der Pazient selbst, sogar in der Sterbstunde nicht in Gefahr zu seyn glaubt, die beßte Hofnung der Genesung hegt, und sich mit Planen abgiebt, die er in gesunden Tagen bald auszuführen gedenkt. Diese Geringschätzung der eigenen Umstände, ist ein charakteristisches Kennzeichen der Lungensüchtigen, welches der Arzt hier um beßto weniger übersehen darf, als solche Pazienten meistens geneigt sind, ihm keine bestimmte Antwort, auf alle Fragen, die einen Zweifel der guten Brust verrathen, zu geben. Ich habe öfters Pazienten ausgefragt, die, wie es der Erfolg be-

wies, lungensüchtig waren; doch behaupteten sie immer das Gegentheil. Es ist für den Philosophen sehr interessant dem Gespräche eines Arztes mit einem Lungensüchtigen beizuwohnen. Nur ein paar Stellen aus einem solchen Dialog.

Der Arzt. Hüsten Sie viel?

Der Kranke. (Hustend) Nein.

A. Haben Sie viel Blut ausgeworfen?

Kr. Nein.

A. Wirklich nicht? (ihn recht ansehend).

Kr. O ja . . . das ist aber schon lange, und es kam nicht von der Brust.

A. Schwitzen Sie des Nachts?

Kr. Ja, weil ich mich warm zudecke.

A. Mein Herr, es scheint, Sie haben einen Brustdefekt.

Kr. Gott bewahre! — Sie irren sich lieber Herr Doktor; meine Brust ist gut (er klopft darauf); — sehen Sie, das thut mir nichts; im Magen fehlt's mir. Die verdammten Blähungen! . . . ꝛc.

Zum Trost aller derjenigen, die mit den erwehnten Zufällen der Lungensucht behaftet seyn dürften, ja! zum Trost der ganzen Menschheit sey es gesagt: daß öfters alle Zeichen der Lungensucht zugegen sind, ohne daß eine wahre Lungensucht (die Zerstöhrung der Lungensubstanz) vorhanden sey. — Die Asthenie (Schwäche) des ganzen Körpers äussert sich manchmal vorzüglich in

den Lungen durch alle Zufälle der Schwindsucht, ohne daß deshalb, wie es der glückliche Erfolg der Heilung lehret, die Substanz dieses Eingeweides gelitten hätte. In solchen Fällen ist Heilung möglich; aber gewiß nicht durch Aderläße, Purganzen und Fasten; sondern durch die zweckmäßig angewandte Stärkungsmethode nach den Grundsätzen des großen schottischen Arztes Brown. Ich schwöre es im Angesicht der ganzen Welt, daß ich durch die stärkende Methode, sowohl in meiner Privatpraxis, als auf der Spitalabtheilung des Hrn. Primararztes Joseph Frank, Pazienten, die alle Zufälle der Lungensucht hatten, und die unter der gewöhnlichen Methode gewiß gestorben wären, vollkommen genesen sah.

Nach dieser vorausgeschickten Erläuterung komme ich zum Zweck meiner Abhandlung: zur Schilderung der Ursachen der Lungensucht, und der Mittel dieselben zu vermeiden.

1. Geerbte Anlage.

Daß die Bewohner großer Städte nicht allein mehreren Krankheiten, dann diejenigen, welche in kleinen Städten, oder auf dem Lande leben, unterworfen seyen, sondern überhaupt auch einen zärteren, und geschwächteren Körperbau haben; sind ausgemachte Wahrheiten. Eben so ist es nicht zu

leugnen, daß die von solchen Aeltern gebohrnen Kinder nicht jene Kraft besitzen, die man ausser den Gränzen großer Städte, besonders unter dem Landvolke bemerket. Unzählige Erfahrungen lehren ferner, daß das Erbtheil der in großen Städten gebohrnen Kinder nicht allein in der schwächeren Leibesbeschaffenheit, sondern auch in einer Menge von Krankheiten, die von Vater auf Sohn übergehen, bestehe; dieß gilt vorzüglich von der Lungensucht. Tissot erzählt das Beispiel einer Familie von vierzehn Personen, die so wie der Vater an der Lungensucht starben. Unzer und Hofrath Frank haben ähnliche Beispiele bemerket.

Man wollte ehemals diese Thatsache dadurch erklären, daß man die Lungensucht von einem besondern Ansteckungsstoffe herleitete. Diese Meinung wurde von großen Aerzten, unter andern von Morgagni vertheidigt. In Spanien ist sie so allgemein verbreitet, daß man einen Lungensüchtigen wie den Pestkranken vermeidet, und sobald er todt ist, seine Kleidungsstücke, Weißzeug, Bett, und andere Geräthe verbrennet. Wir behaupten hingegen ohne Unterschied mit dem berühmten Pariser Arzt Portal, — daß die Lungensucht nicht ansteckend seye, und stützen uns auf folgende Gründe:

Erstens. Man beobachtet öfters, daß diejenigen, welche von lungensüchtigen Aeltern herstammen, oder mit Lungensüchtigen umgegangen sind, erst viele

Jahre nachher von dieser Krankheit überfallen werden. Die Wirkung des Ansteckungsstoffes müßte hier wahrlich sehr langsam von statten gehen, was bei den übrigen uns bekannten Ansteckungsstoffen, als Pocken, Masern, u. d. g. der Fall nicht ist.

Zweitens müßten, wenn die Lungensucht wirklich ansteckend wäre, die Aerzte und Krankenwärter sehr oft von derselben überfallen werden; was aber, wie wir im hiesigen allgemeinen Krankenhause täglich sehen können, keineswegs geschieht.

Aus allem diesem erhellet, daß die Geschichten, welche man als Beispiele der ansteckenden Eigenschaft der Lungensucht anführt, aus andern Gründen, und zwar sehr oft aus einer geerbten Anlage erklärt werden müssen.

Jedoch ist man auch hierin zu weit gegangen, indem man die Lungensucht auch dort für angeerbt hielt, wo man ihre Entstehung auffallenden Ursachen zu verdanken hatte. Wenn ein Wollkämmer von dem beständigen Staube, dem er vermög seines Handwerks ausgesetzt ist, lungensüchtig wird; wenn dann seinen Kindern, welche mit ihm ein und dasselbe Zimmer bewohnen, und das nämliche Gewerb treiben, in der Folge ein ähnliches Schicksal widerfährt; so kann das gewiß richtiger aus den gleichwirkenden Ursachen, als aus einer geerbten Anlage erklärt werden. Hundert Personen sollen sich z. B. dem Regen aussetzen, so werden sie alle naß werden. — Ist deswegen der Regen ansteckend?

Digitized by Google

Die Leibesbeschaffenheit, welche den Menschen zur Lungensucht (die sich in solchem Falle gewöhnlich zwischen dem 16ten und 30ten Jahr äußert) prädisponirt, hat folgende Carakteristische Merkmale: zarter, schwächlicher Körperbau, weiße, feine, mit blauen Adern bezeichnete Haut, blonde Haare, rosenrothe Lippen, und Wangen, milchweiße, unbeschädigte Zähne, langer Hals, platte eingedrückte Brust, hervorragende Schulterblätter. Welche Ursachen diese besondere Körperbildung veranlassen, ist uns unbekannt; daß sie aber einen Zustand von Schwäche, und großer Empfindlichkeit (Erregbarkeit) verrathe, wird durch viele Thatsachen, deren einzelne Erzählung hier viel zu weitläufig seyn würde, erwiesen. Daher müssen diejenigen, welche von Geburt aus eine solche Anlage zur Lungensucht haben, alles was schwächen kann vermeiden.

Der unsterbliche Brown, der Newton der Heilkunde, lehret uns: daß man sich auf eine doppelte Art schwächen könne; — Erstens, durch Verminderung der zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Reize. — Zweytens, durch die allzuheftige Anwendung derselben. Im ersten Falle entsteht die sogenannte direkte Schwäche, im zweyten die indirekte. Daher müssen die zur Lungensucht geneigten Menschen sorgfältig alles vermeiden, was direkt, oder indirekt schwächen, und die Anlage zur wirklichen Krankheit erheben kann.

Um die direkt schwächenden Schädlichkeiten zu

vermeiden, muß sich das in Gefahr stehende Individuum gut und mit solchen Substanzen nähren, welche der Organisation Stoff zu ihrer vollkommenern Bildung und Verstärkung darbieten. Hieher gehört Fleischnahrung, Eyer, Milch, und die aus ihnen bereiteten Gerichte. Um die Verdauung dieser Nahrungsmittel, und ihre Verwandlung in einen guten, nahrhaften Milchsaft zu bewirken, muß mäßiger Gebrauch von Wein gemacht werden. Wer nicht daran gewöhnt ist, fange mit einer kleinen Dose an, — er wird sich gewiß gut dabey befinden.

Nebst dem muß man seinem Körper die gehörige Temperatur verschaffen, und vorzüglich die Kälte vermeiden. Nichts ist der Vervollkommenung, und Entwicklung eines schwächlichen Körpers schädlicher, als die Kälte, diese Feindin aller lebenden Geschöpfe. Daher halte sich jeder, statt des Wahnes, als stärke ihn die Kälte, lieber seinem Gefühle nach, angemessen warm. Erlauben es die Umstände, so thut man am besten, die gefahrvollen Jahre in einem warmen Himmelsstriche, als in den Ebenen Italiens, in dem mittägigen Frankreich, zu durchleben. Hieraus sieht man von selbst, daß wir denjenigen, welche eine Anlage zur Lungensucht haben, Schlittenfahrten, Spaziergänge, oder Ritte in der Kälte, u. s. w. untersagen werden.

Hingegen empfehlen wir eine mäßige Bewegung, besonders das Reiten in einer guten Jahrszeit. Der Reiz der Muskelbewegung trägt

unbeschreiblich nicht allein zur Verstärkung der Muskeln, sondern zu jener des ganzen Körpers bei. Man betrachte den Körper des Lastträgers, die Füße des Tänzers, — wie stark sind nicht bei ihnen die am meisten geübten Theile? Da aber die Lunge in unserm Falle vorzüglich geschwächt ist, so empfehlen wir, diejenigen Umstände zu benützen, mittelst welchen man dieses Organ nach Kräften in Bewegung zu setzen, und folglich zu stärken vermag. Man erstaune nicht! — wir empfehlen Leuten, deren Lungen eine asthenische Anlage haben, das Lautlesen und Singen, jedoch nicht bis zur Ermüdung, — aus den nemlichen Grundsätzen, — aus welchen wir solchen Leuten, die über Schwäche der Füße klagen, mäßige Bewegung oder das Frottiren derselben anrathen.

Vor allem rathen wir den zur Lungensucht geneigten eine reine Luft an. Zwar hat die Erfahrung auf einer Seite gelehrt, daß sich solche Kranken besser in einer minder reinen Luft, wo weniger Sauerstoff vorhanden ist, wie z. B. in sumpfigten tiefliegenden Gegenden, zwischen Fleischhackern, Gärbern, in Kubställen u. d. gl., befinden; — allein auf der andern Seite lehret sie wieder, daß des augenblicklichen Besserbefindens ohnerachtet, diese minder reine Luft die Lunge immer schwächer, erregbarer, und Krankheitsfähiger mache. (Es ist hier der Ort nicht die Hypothese des Hrn. Beddoes und der übrigen Luftärzte, nach welchen die Lungensucht von einem Ueberfluß an Sauerstoff herrühret, zu widerlegen.

Mit der Zeit wird man das Ungegründete derselben einsehen, und über die Begriffe von Oxigeniren und Disoxigeniren unseres Körpers eben so lachen, als man jetzt über die Hypothesen der alten chemischen Aerzte in Hinsicht auf Alcalisirung und Acidität der Säfte mit Grund lachet.) — Da aber eine bereits geschwächte Lunge den Reitz der reinen Luft nicht auf einmal ertragen kann, so empfehlen wir, den oben angeführten Rath, nicht unbedingt, und nur nach und nach, stuffenweis, mit der größten Behutsamkeit zu befolgen. Will man die inzitirende (reizende) Eigenschaft der Luft vermehren, so kann man dieselbe mit fremden Stoffen schwängern, und zu diesem Endzweck sich aromatischer Räucherungen, oder solcher Dinge bedienen, welche die Luft in den Wohnzimmern mit Wohlgerüchen bereichern.

Die bisher erwehnten Regeln werden ohne Erfolg bleiben, wenn derjenige, welcher zur Lungensucht eine Anlage hat, nicht auch jede Verschwendung von Säften vermeidet. — Ohne hier dasjenige, was Tissot so nachdrücklich, und wie wir glauben, nicht übertrieben, von der Selbstbefleckung sagte, widerholen zu wollen, warnen wir vor der Verschwendung des Lebenssaftes, von dem alle übrigen Säfte abgesondert werden, — vor der Verschwendung des Blutes. Nichts schadet der Organisation mehr; — nichts erwecket die Anlagen zu mannigfaltigen Krankheiten, besonders zur Lungensucht thätiger, als der Verlust dieser Flüssigkeit. Dieß ist

auch sehr leicht zu begreifen; denn das Blut enthält die Stoffe, durch welche die täglich verlohren gehenden Theilchen wieder ersetzt werden, — mit einem Wort — das Blut steht dem Geschäfte der Ernährung und Befestigung der Organisation vor! — Wie sehr durch seinen Verlust der gesammte Körper besonders aber die ohnehin delikat gebauten Lungen geschwächt werden müssen, sieht jeder von selbst ein. Nun urtheile man über den verderblichen Gebrauch der Aderlässe — die man gewöhnlich aus dem irrigen Wahne anwendet, um die bevorstehende Lungensucht zu verhüten! Wo sind die Beispiele, welche lehren, daß dieser Zweck je durch ein solches Mittel erreicht worden wäre? — Vielleicht die Sterbelisten?

Aber nicht allein die Verschwendung des Blutes erweckt die Lungensucht in den zu dieser Krankheit geneigten Personen, — sondern ein gleiches gilt auch von dem Verlust anderer Säfte, durch Brech- und abführende Mittel. Erlaubte es hier der Raum, so würde mir's leicht fallen, den Schaden des Mißbrauches dieser Arzneyen darzustellen. — So ist es genug zu bemerken, daß mittelst der Brech- und Abführungsmittel dem Körper eine beträchtliche Menge von Nahrungsstoff entzogen wird, was man sehr leicht an der ausgezehrten Gestalt solcher Pazienten beobachten kann, die viele dieser Todesmittel genommen haben. Beim Erbrechen tritt noch der Umstand ein, daß durch die damit verbun-

dene Erschütterung die Lungen sehr viel zu leiden haben. Denn wenn auch der Engländer Reid die Lungensucht mit Brechmitteln hat heilen wollen, — so habe ich mich doch durch meine Augen vollkommen von dem Schaden dieser Methode überzeugt.

So sehr die bisher erwähnten direkt schwächenden Ursachen die Entwicklung der Lungensucht befördern, — so sehr, ja noch mehr, befördert sie die Wirkung der indirekt schwächenden Schädlichkeiten. Hieher gehören Mißbrauch im Essen und Trinken, Erhitzung, allzuheftige Bewegung, sehr reine Bergluft, die Nordwinde, die fortgesetzte Anwendung stark reizender Arzneyen u. s. w.

2. Bauart, Entfernung der Wohnungen, und andere großen Städten eigene Unbequemlichkeiten.

Man sieht es den mehrsten großen Städten an, daß sie ursprünglich zu dem nicht angelegt worden, was sie jetzt sind. St. Petersburg, Neapel, und Konstantinopel ausgenommen, so kann man wohl von den übrigen drey großen Städten Europens behaupten, daß selbst ihre geographische Lage so beschaffen seye, daß die Entstehung vieler, besonders Brustkrankheiten, dadurch befördert werden müsse. Wien liegt dergestalt der Herrschaft der Winde ausgesetzt, und ist so vielen Abwechslungen

der Witterung unterworfen, daß man öfters in einem Tage alle Unbequemlichkeiten der Abwechslung der vier Jahreszeiten unter sich auszustehen hat. — Der Einfluß dieses beständigen Wechsels ist nun vorzüglich auf der äussern Oberfläche des Körpers, wozu die Lungen gehören, auffallend. Wenn jemand seine Hände der Kälte ausgesetzt hat, und dann plötzlich der Wärme darbietet, so entzünden sich dieselben, verursachen Schmerz, und können nicht leicht bewegt werden. Das nämliche geschieht in den Lungen; hier ist aber die Gefahr weit größer, weil dieses Organ einen sehr feinen Bau hat, — und der Nothwendigkeit des Athemholens halber, nie einer auch nur augenblicklichen Ruhe genießen kann. Ist es nun ein Wunder, wenn solche Entzündungen der Lungen, wenn sie lange dauern, und vernachläßiget oder gar übel behandelt werden, eine Zerstöhrung der Substanz dieses Eingeweides, die Lungensucht, zur Folge haben?

Aber nicht allein die Lage, sondern selbst die Bauart großer Städte trägt viel zur Erzeugung der Lungensucht bei. Jede große Stadt bietet uns in ihrer Bauart drey andere große Städte dar. Eine davon besteht aus der Wohnung zu ebener Erde, — die andere aus dem ersten und zweyten Stock, — und die dritte aus den übrigen, den Vögeln die Wohnung streitig machenden Gebäuden. Die Anzahl der Bewohner der mittlern Stadt, zu der untern und obern, verhält sich höchstens wie 1. zu 4. —

Letztere sind nun aus folgenden Gründen der Lungensucht ausgesetzt.

Die Bewohner der untern Stadt leben in wahren Kellern, in welchen einer der mächtigsten Reize für alle lebende Geschöpfe, das Licht beinahe ausgeschlossen ist. Alle Pflanzen, die an finstern Orten vegetiren, gedeihen schlecht, und haben aufs wenigste ein übles Aussehen. — Das nämliche gilt von den Thieren, welche sich den Winter hindurch in Berghöhlen aufhalten; es gilt aber auch vom Menschen. Ohne Licht erhält die Haut eine bleiche Farbe, die Ausdünstung geht schlecht von statten, das Zellengewebe füllt sich anstatt mit gutem Fette mit Wasser an, u. s. w. — Daher das üble aufgedunsene Aussehen der Gefangenen, und anderer Eingesperrten. Nun was sind die tiefen Wohnungen in großen Städten anders als Kerker? Wollte man den Reiz des Tageslichtes durch jenes der Kerzen allda ersetzen, so würde der Umstand eintreten, daß selbe die Luft immer mehr und mehr verderben würden. Dieses sey für ein und allemal von allen denjenigen Orten gesagt, die von vielen Lichtern beleuchtet werden.

Der Mangel an dem Reiz des Lichtes mag indessen blos den Körper schwächen, und zu den Krankheiten überhaupt disponiren. Die Lungensucht wird vorzüglich durch die schlechte, unreine, disoxygenirte Luft, die eine natürliche Folge solcher Wohnungen ist, erzeuget. Es ist schon weiter oben bemerkt wor-

Digitized by Google

den, daß eine unreine Luft die Lunge erregbarer (schwächer) und Krankheitsfähiger mache. Was in dem an Finsterniß gewöhnten Auge, wenn es plötzlich dem Lichte ausgesetzt wird; — und in dem an Fasten gewöhnten Magen, bei einer schnell genossenen Mahlzeit vorgeht, — dieß geht in den an schlechte Luft gewohnten Lungen vor, wenn sie einmal sich der offenen Atmosphäre aussetzen müssen. Uebelbefinden, Entzündung, und alle Folgen derselben drohen jedesmal dem an den Mangel gewöhnten Organ, wenn es sich plötzlich dem Ueberfluß aussetzet. Kein Wunder also, wenn tiefe Wohnungen Lungensuchten, wo nicht allein d. i. an und für sich — doch in Gemeinschaft mit andern Schädlichkeiten erzeugen.

Hohe Wohnungen haben in Hinsicht auf Licht und Luft manche Vortheile. Aber hier kommen die hohen Stiegen in Betracht: schon der Petit maître, welcher mit der beßten Laune, mit leerem Kopfe und Herzen zu seiner unter dem Dache befindlichen Schönen hüpft — kömmt ausser Athem, und mit dem Ausruf: diable, que cela est haut! vor ihren Thron. Wie muß erst dem armen Dienstbothen geschehen, der täglich mehrmal vom Holzkeller, oder Brunnen die größten Laften in den vierten oder fünften Stock schleppen muß? Ja dieß muß er zu jeder Jahreszeit, bei einer nicht immer guten Nahrung, und mehreren kleinen Unbequemlichkeiten, denen die Frauenzimmer unterliegen. Und man

frägt noch nach den Ursachen der Lungensucht unter der ärmern Klasse von Einwohnern grosser Städte?

Aber was ist hier zu thun? der arme Beamte, der noch heut zu Tage die nemliche Besoldung zieht, die vor fünfzig Jahren, wo alle Lebensmittel weit wohlfeiler standen, seinem Amte und Dienste angemessen war, — kann nun nicht mehr den ersten und zweiten Stock bewohnen. Er kann das für seine Familie nöthige Wasser und Holz auch nicht von mehreren Dienstbothen tragen lassen, um so die Arbeiten zu theilen; — denn kaum hat er so viel, um kärglich eine Magd halten zu können. —

Beim ersten Anblick glaubt man, daß wenigstens einigermaßen dem Uebel dadurch gesteuert werden könnte, wenn man ein Verboth ergehen liess, in die Zukunft die Häuser nicht über drey Stockwerke zu erhöhen. Dadurch würde aber eine andere Quelle der Lungensucht noch mehr eröfnet werden, als sie es schon bei der gegenwärtigen Bauart ist. Ich meine die Entfernung der Wohnungen. Sobald man nemlich, wie bisher, die Menschen verhindert, auf einander zu wohnen, so werden sie mehr neben einander bauen, und die Stadt wird am Umfang gewinnen. Da aber nun schon bei der jetzigen Bauart das beständige Laufen von einem Orte zum andern, unter jeder Jahrszeit und Witterung, sehr häufig in grossen Städten die Lungensucht erzeuget; so steht

man leicht ein, daß durch das Abschaffen der hohen Bauart dem Uebel keineswegs gesteuert werden würde.

Nichts macht aus der Entfernung der Wohnungen in großen Städten eine wichtigere Ursache der Lungensüchten, als der beständige Staub, dem man bei übrigens schöner Witterung ausgesetzt ist. Dieß gilt besonders von denjenigen großen Städten, die von entfernten Vorstädten, zu welchen nicht gepflasterte Wege führen, umgeben sind. Wenige arbeitsame Klassen von Menschen sind nicht täglich ein oder mehrmal gezwungen, von der Vorstadt in die Stadt in einer beständigen Staubwolke zu gehen. Mit welcher Erde hier die zarten Lungen angefüllt werden — lehret die Naturgeschichte; — welche Folgen dadurch entstehen müssen, lehret die Vernunft. Am allerschädlichsten ist es, wenn die Leute Geschäften halber, oder um dem Staube auszuweichen, mit schnellen Schritten einhergehen. Dabei sind sie nemlich gezwungen, weit öfters und auch tiefer Athem zu hohlen, folglich viel mehr Staub einzuathmen, als wenn sie langsamer gingen. Es diene also denjenigen, welche sich dem Staube auszusetzen haben, zur Regel, sich beim Gehen nicht anzustrengen.

Sollte die Nothwendigkeit den Gebrauch des Torfes, der Steinkohlen allgemeiner machen, so ist zu befürchten, daß der scharfe Rauch dieser Substanzen der Brust in andern großen Städ-

ten eben so schädlich werden wird, wie man es von London behauptet. Dieß ist jedoch ein Schluß a priori, wir haben keine eigene Erfahrung über diesen Gegenstand.

3. Handwerke und Künste, die vorzüglich in großen Städten getrieben werden.

Ist der Staub, den die Menschen im Vorbeigehen einathmen, schon so schädlich, als wir so eben bewiesen haben, welche Folgen muß er erst bei demjenigen haben, dessen Gewerb das beinahe unausgesetzte, lebenslängliche Einathmen desselben mit sich bringt? Daher kein Wunder, wenn die Müller, Steinmetzen, Maurer, Rauchfangkehrer, Perückenmacher, wie es bereits der berühmte italienische Arzt Ramazzini bewieß, und die Erfahrung leider täglich bestättiget, so häufig und frühe lungensüchtig werden. Da einige der erwehnten Gewerbe so nothwendig sind, daß man sie nicht entbehren kann, andere nicht allein großen Städten, sondern auch kleinen eigen sind, so läßt sich wenig in Hinsicht der Entfernung dieser Ursachen, die sich auch größtentheils nicht auf den Gegenstand dieser Abhandlung beziehen, thun. Will man indessen leisten, was man kann, so müssen die Perückenmacher mit dem Staub, den sie verbreiten, abgeschaft werden. — Wir können unsere Suppe selbst blasen, — antwortete einst ein Fürst sei-

nem Trompeter, der um Vermehrung von Besoldung anhielt, obschon er nichts anders zu thun hatte, als zur Tafel zu blasen: Wir können wohl auch unsere Haare selbst kämmen.

Aber nicht allein durch den Staub erzeugen gewisse Handwerke Lungensuchten; sondern dieß geschieht auch durch gewisse Stellungen und Gewaltthätigkeiten, oder heftige Bewegungen. Wir führen z. B. den Weber, Drechsler, Schuster u. d. g. Handwerker, die doch in beträchtlicher Anzahl große Städte bewohnen, an; von welchen die tägliche Erfahrung beweißt, daß sie häufig an der Lungensucht sterben. Ich habe in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause viele Mädchen gesehen, die durch Seiden-Bänder u. d. g. Fabrikarbeiten den Bluthusten bekamen, und endlich an der Lungensucht starben. Bei einigen dieser Unglücklichen war das Brustbein durch die allda angebrachten Stöße eingedrückt. – Mancher redliche Vorsteher von dergleichen Fabriken und Werkstätten könnte durch vernünftige Rathschläge sicher zur Vermeidung solcher Schädlichkeiten beitragen. Zumal da die durch örtliche Gewaltthätigkeiten entstandenen Lungensuchten noch weit gefährlicher, als die übrigen sind, und der Arzt in solchen Fällen kaum einige Linderung verschaffen kann.

Endlich können die metallischen Dünste bei gewissen mit Gold, Silber u. d. g. arbeitenden Künstlern, obwohl sie gewöhnlich eher andere Krankheiten, als Zittern, Lähmungen, hervorbringen, ebenfalls

als Ursachen der Lungensuchten angesehen werden. Es wäre zu weitläufig und auch zweckwidrig die Mittel hier anzuführen, durch welche sich solche Menschen vor dergleichen Dünsten zu bewahren haben. Wir verweisen die Wißbegierigen auf die Toxicologie oder Giftlehre des Hr. Primararztes Joseph Frank, wo dieser Gegenstand in dem §. 78 ausführlich abgehandelt ist.

4. Andere in großen Städten vorzüglich herrschende Krankheiten.

Eine Krankheit bietet der andern die Hand. Dieß lehrt die Lungensucht, welche nicht selten als Folge anderer ebenfalls großen Städten mehr eigener Krankheiten erscheint. Wir sprechen von der Bleichsucht, und Lustseuche, welche, wenn sie vernachläßigt, oder übel behandelt werden, weit öfters in Lungensucht ausarten, als man zu glauben pflegt. Wenn man bedenkt, daß bei der Bleichsucht die Brust vorzüglich leidet, was der schwere Athem, das starke Herzklopfen, trockene Hüsteln, die unwillkührlichen Seufzer und Beängstigungen beweisen, so wird man sich über unsere Behauptung keineswegs verwundern. Dazu kömmt noch der Umstand, daß in dieser Krankheit das Blut öfters, anstatt jeden Monat den gewöhnlichen Weg zu nehmen, jenen der Lunge einschlägt. Die alte Arzney-

schule lehrt, daß dieß aus Vollblütigkeit geschehe, und räth wacker Blut abzuzapfen; die Vernunft und Erfahrung widersprechen aber. Wenn man nemlich bedenkt, daß die Frauenzimmer, welche dem angeführten unordentlichen Blutverlust unterliegen stets reizbare, zarte, bleiche, schwächliche Geschöpfe sind, daß sie wenig Nahrung, (ohne welche sich die Vermehrung des Bluts nicht denken läßt) zu sich nehmen, so erhellet, daß nicht Blutüberfluß und Stärke, sondern Mangel dieses Saftes und Schwäche dem erwähnten Uebel zum Grund liege, und folglich die stärkende, nicht die schwächende Heilart angezeigt sey. Jene ist auch allein im Stand, bleichsüchtige Frauenzimmer überhaupt, besonders aber jene, welche einem monatlichen Bluthusten unterworfen sind, von der bevorstehenden Lungensucht zu retten. So lehrt auch die Erfahrung.

Die Lustseuche ist eine Krankheit des ganzen Systems, welche sich aber vorzüglich in dem System der Drüsen äußert. Die Anatomie lehrt nun aber, daß die Lungen reichlich mit Drüsen, welche die Luftröhrenäste umgeben, versehen sind. Diese Drüsen laufen bei anhaltendem venerischem Uebel an, entzünden sich, und gehen gleich den Drüsen, die wir an äußern Theilen bemerken, in Eiterung über, was natürlicherweiß nicht ohne Zerstöhrung der Lungensubstanz geschehen kann. Daher wundern wir uns mit Morton nicht, daß die Lustseuche in Lungensucht übergehe, sondern eher, daß die Lustseuche

öfters so lang ohne Lungensucht bestehen könne. Ich darf hier die Meynung von Girtanner und andern, welche behaupten, die Lungensucht entstehe auf die Lustseuche nicht sowohl wegen dieser Krankheit selbst, als durch den Gebrauch des Queckssilbers, ohne welches man bisher diese Krankheit nicht zu heilen vermochte, nicht übergehen. Diese Beschuldigung trift besonders das ätzende Queckssilber, und hat sicher in einigen Fällen ihre Richtigkeit. Personen, welche zur Lungensucht neigen, haben daher sich besonders vor der Lustseuche zu hüten, indem sie sowohl in der Krankheit selbst, als in den zu der Heilung erforderlichen Mitteln, die Ursache der Entwicklung ihrer Anlage zur Lungensucht vor Augen haben.

5. Ergötzlichkeiten.

Die Ergötzlichkeiten bestehen in angenehmen lebhaften Eindrücken, die wir mittelst der Sinne und Nerven erhalten. Mäßig angewandt erhöhen die meisten unter ihnen die Lebenskraft, und gewähren dadurch dem Körper, besonders demjenigen, der sich in einer Anlage von Schwäche befindet, manche Vortheile, die er durch die kostspieligsten Arzneyen kaum erhalten dürfte. Wir berufen uns nicht allein auf das Behagen, welches jeder in sich findet, der sich durch angenehme Spazziergänge, frohe Gastmähler, und Tänze zuweilen ergötzet, sondern selbst auf die wunderbaren, nicht in Zweifel zu ziehenden Kuren

der widerspänstigsten Krankheiten durch die eben erwähnten Umstände. Aus diesem sieht man, daß ich nicht als finsterer Stoiker auftrete, um den Ergötzlichkeiten ohne Unterschied den Krieg anzukündigen.

Eben so wahr ist es aber, daß unmäßig genossene, nicht unterbrochene, lang fortgesetzte Ergötzlichkeiten den Körper gegen dieselben ganz stumpf machen, und in eine wenigstens moralische indirekte Schwäche stürzen; und zugleich sehr gefährliche Krankheiten erzeugen. Wir sprechen hier blos von der Lungensucht, welche in unseren großen Städten, vorzüglich durch das Spielen blasender Instrumente und das unbändige Tanzen, hervorgebracht wird. So wie der Staat allgemein sorgen sollte, daß Menschen, welche demselben nützlich zu dienen im Stande sind, sich nicht willkührlich auf Künste legen, die der Gesundheit nachtheilig sind, und der Gesellschaft keine ausgezeichneten Vortheile gewähren können: so sollte jeder Familienvorsteher im besondern sorgfältig darauf sehen, daß die ihm anvertrauten Individuen zu ihrer Ergötzlichkeit keine solche Künste erlernen mögen, welche der Gesundheit auf irgend eine Art nachtheilig wären. Dieses Bedingniß erfüllt das Spielen blasender Instrumenten, des Fagots, des Waldhornes, ja selbst der zärtlichen Flöte wahrlich nicht! Man braucht nur die Anstrengung zu betrachten, mit welcher selbst die geschicktesten Künstler den Ton erpressen, um sich hievon zu überzeugen. Dieß gilt besonders von der Ausübung der heut zu

Tag üblichen Musik, welche leider von dem natürlichen Gesange abgegangen ist, und von den blasenden Instrumenten, die doch nur insofern angenehm seyn können, als sie die menschliche Stimme nachahmen, Violinpassage oder barbarische Uebergänge von einem Ton zum andern fodert. Wer daher zur Lungensucht geneigt ist, und sobald als möglich von ihr zernichtet seyn will, dieser zerblaße sein Leben.

Ein sachkündiger Schriftsteller behauptet, man könne den Charakter der verschiedenen Nationen aus ihren Tänzen erkennen. Diese Behauptung dürfen die Liebhaber des Walzens oder Deutschtanzens, das so viele Aehnlichkeit mit dem Bärentanze hat, nicht aufkommen lassen. Doch dieß geht mich nichts an. Als Arzt könnte ich blos dasjenige wiederholen, was bereits von andern meiner Kunstgenossen gegen diese Tanzart gesagt wurde. Besonders, daß sie die Brust mehr als alle übrigen Tänze fatigire. Da sie jedoch ohne Erfolg sprachen, so würde ich ein ähnliches von meinen Worten erwarten, — daher schweige ich.

Digitized by Google

Ueber den Einfluß der neuesten Frauenzimmer-Trachten, auf die Gesundheit des schönen Geschlechtes.

Von

Joseph Frank.

Primararzt in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien.

Die Betrachtung, daß wir den Menschen beinahe auf der ganzen Erdkugel verbreitet antreffen, was bekanntlich bei keinem andern Thiere, die Hunde etwa ausgenommen, der Fall ist, dürfte uns beim ersten Anblick beinahe glauben machen, die Natur habe denselben für jedes Klima erschaffen. Reiferes Nachdenken überzeugt uns vom Gegentheil. Der unbefangene Naturforscher findet bald wichtige Gründe, um sich vollkommen überzeugen zu können, daß dem Menschen, so wie jedem andern Thiere, oder jeder andern Pflanze, ein seiner

Constitution angemessener Erdstrich angewiesen sey, und daß er nur durch die Kunst, gleich unsern sogenannten fremden Thieren und Gewächsen in andere Himmelsstriche versetzt werden könne.

Welcher Punkt der Erde das eigentliche Vaterland des Menschen sey — läßt sich nicht bestimmen. Vermuthen kann man, daß sich dieser Punkt, wo nicht in einem heißen, doch sicher in einem mehr dann mäßig warmen Himmelsstriche befinde. Ohne für diese Meinung Beweise aus der heil. Schrift und Traditionen, welche lehren, daß der Mensch aus dem mittägigen Asien in die übrigen Welttheile verpflanzet wurde, hohlen zu wollen, berufen wir uns auf folgende Beobachtungen.

Die Natur bietet dem Menschen nur in warmen Ländern die zu seiner Erhaltung nöthigen Nahrungsmittel zu jeder Jahreszeit dar. Sowohl dessen physische als sogenannte moralische Eigenschaften, insofern sie von natürlicher Anlage, und nicht von Sitten, Erziehung, Religion, Gesetzen herrühren, sind in warmen Ländern weit vollkommener dann in kalten Gegenden. Ja! wir sehen sogar, daß sie in letzteren in demselben Verhältniß, als das Klima kälter wird, abnehmen, bis man endlich gegen den Polen die Menschenrace fast ganz degenerirt, und zu einer niedrigern Gattung von Geschöpfen herabgesunken findet. Nimmt man ferner als erwiesen an, daß sich jedes Geschöpf in dem seiner Constitution angemessenen Klima am leichtesten fortpflanze,

so erhalten wir durch die Betrachtung, daß warme Länder weit bevölkerter sind als kalte, einen neuen Beweis für unsere Meinung. Das überzeugendste Argument ist indessen die Bemerkung, daß der Mensch in kältern Himmelsstrichen sich nicht erhalten kann, ohne zu künstlichen Bedeckungen seine Zuflucht zu nehmen. Aber sogar sie reichen nicht zu jeder Jahreszeit hin, — daher sieht er sich, gleich einer an ein wärmeres Klima gewöhnten Pflanze, gezwungen, des Winters in geheitzten Wohnungen, die wir als wahre Treibhäuser ansehen können, Schutz zu suchen. Erstere Bemerkung, d. i. die Nothwendigkeit, in welche sich der Mensch in kälteren Klimaten versetzet findet, seinen Körper durch künstliche Bedeckungen aller Art zu schützen, führt uns allmählig zu unserem Gegenstand. Aus dem bisher gesagten erhellet nemlich, daß der erste natürlichste Zweck der Kleidung, Schutz vor einem der menschlichen Natur nicht vollkommen angemessenen Klima sey. Doch ist dies bey weitem nicht der einzige Zweck, den man bei der Beurtheilung der Kleidertrachten vor Augen haben muß. Die größten Philosophen und Staatsmänner haben nemlich erwiesen, daß die Kleidertrachten noch weit andere nicht minder wichtige Einflüße auf den in Gesellschaft lebenden Menschen haben. Daher ist auch die Bemerkung, daß unter allen Völkern der Welt Hitze und Kälte nirgend die Art der Kleidung allein bestimmt habe, für allgemein wahr

anerkannt. So sehen wir noch heut zu Tage den Bergschotten beinahe nackend einhergehen, — während der Türke sich fast ganz einhüllet.

Dem Moralisten und Gesetzgeber öffnet sich hier ein weites, gewiß noch nicht gehörig angebautes Feld zu fruchtbaren Betrachtungen. Dem eingeschränkten Zweck der gegenwärtigen Abhandlung gemäß, werden wir blos untersuchen, welchen Einfluß die heut zu Tag unter dem schönen Geschlechte gebräuchliche Kleidertracht auf die Gesundheit habe. Wir machen den Anfang mit dem Kopfputze.

Wenn man sich an den altmodischen Kopfputz, als Touren, gränzenlose Hauben, unzählige Haarnadeln erinnert, und denselben mit der heut zu Tage einfachen Art die Haare zu tragen vergleicht, so findet man in jeder Rücksicht Gründe um sich einer solchen Veränderung zu erfreuen. Wie vortheilhaft diese Veränderung in medizinischer Rücksicht sey, erhellet durch die Betrachtung der Würde der Haare, und ihres Antheils an dem Wohl- oder Uebelbefinden des ganzen Körpers. Wer die Haare als leblose, unorganische Theile ansehen wollte, dieser würde sich sehr irren. Aufs allerwenigste muß man sie als lebende Pflanzen betrachten, die auf uns Grund und Boden gefaßt haben, und uns dagegen manche, noch nicht gänzlich eingesehene Vortheile gewähren. Daß dieser Vergleich richtig sey, beweißt die Anwendung der vorzüglich-

Digitized by Google

sten Gesetze des Pflanzenbaues auf die Erhaltung und Pflege der Haare. So wie das Beschneiden der Baumäste das Wachsthum und die Verstärkung des Stammes befördert, — so befördert das Abschneiden der Haare ihren Wuchs und ihre Vermehrung. Die Pomade scheinet dem Dünger verglichen werden zu können, und ist daher auch nur solchen Haaren zuträglich, welche auf einem trocknen undankbaren Boden, wie z. B. auf dem Schädel kränklicher bejahrter Menschen, Wurzel gefaßt haben. Nicht schwerer fällt der Vergleich zwischen dem Haarpuder und einigen Erdarten, die auf allzufette Felder getragen, das Uebermaß der Nahrungsstoffe absorbiren, und so das Wachsthum der Pflanzen befördern.

Der angeführte Vergleich setzt uns nun in den Stand, über den Nutzen und Schaden der Pomaden und des Puders nach Grundsätzen zu urtheilen. Es erhellet nemlich, daß man im Allgemeinen über diesen Gegenstand nichts sagen könne, indem es von besondern Umständen abhänget, ob die erwähnten Substanzen als schädlich oder nützlich, oder wohl auch als überflüssig, angesehen werden müssen. Ueberhaupt gesprochen, müssen wir aber dennoch der heut zu Tag üblichen Mode die Haare nicht gepudert zu tragen aus mancher Rücksicht den Vorzug einräumen. Denn 1tens sind die zu viel Fett absöndernden Köpfe viel seltner als die trocknen; 2tens unterdrückt der Puder immer mehr oder weniger

die Ausdünstung; — 3tens wird jährlich eine große Menge Mehl zu einem löblichern Entzweck erspart, und endlich 4tens werden alle Gefahren, die von einem nicht ächten Puder, beim Einschnaufen des Staubes bevorstehen, vermieden.

Wenn der Vergleich der Haare mit den Pflanzen schon einigermaßen ihre Würde darlegt, — so geschieht dieß noch weit mehr durch die Betrachtung des Einflusses der meisten Leidenschaften auf diese Theile. — Gram, Traurigkeit, überhaupt jeder Schwäche-Zustand des Körpers lähmet, um so zu sagen, die Haare. Sie hängen daher wie verwelkt herab, und lassen sich durch die Kunst kaum locken. In Krankheiten, besonders im Fieber, in Lungen- und Brustwassersuchten, sehe ich einen solchen Zufall für ein böses Zeichen an. Die Frauenzimmer könnten sehr leicht die Beobachtung machen, daß zu gewissen Epochen ihre Haare sich weit schwerer rollen lassen, — oder wie man zu sagen pflegt, nicht halten. Aus dem so eben angeführten Einfluß der Traurigkeit auf die Haare, sieht man, daß der Gebrauch der alten Römerinnen, die Haare als Zeichen des öffentlichen oder privat Unglückes fliegen zu lassen, nichts willkührliches war, sondern sich auf Natur gründete. Am allerauffallendsten wirkt die Furcht auf die Haare. Daher das Sprichwort: die Haare stehen mir zu Berg. — Große Mahler haben diesen Umstand nicht übersehen. Der prächtige Kupferstich, welcher den Tod des sterbenden Ge-

nerals Wolf vorstellet, verdankt zum Theil den tiefen Eindruck, den er auf jede empfindsame Seele macht, den zu Berge stehenden Haaren des in Verzweiflung gerathenen umstehenden Grenadiers. Aber auch angenehme Leidenschaften, als Liebe, Freude, haben einen auffallenden Einfluß auf die Haare. Nicht umsonst beschreibt der Dichter die lockichten Haare seiner Schäferin. Daß die Haare als Symbol der Stärke von den meisten Nationen des Alterthumes angesehen wurden — dieß lehret die Geschichte. Endlich verdienet auch die Bemerkung nicht vergessen zu werden, daß die alten Deutschen den Ehebruch und andere Verbrechen mit dem Haarabschneiden bestraften. Noch wirklich besteht dieser Gebrauch unter den Galeerensklaven und andern Gefangenen. — Dessen ohnerachtet ist der Kahlkopf stets für die schönste Zierde der Philosophen des Alterthums angesehen worden. Auch dieß geschah nicht ohne Grund. Unter den manchfaltigen Ursachen des Haarausfallens sticht nähmlich vorzüglich die Anstrengung des Geistes bei anhaltendem Nachdenken hervor.

Sollte jemand unter meinen Lesern durch das bisher angeführte, noch nicht gänzlich von der Würde der Haare, folglich von der Schädlichkeit des altmodischen zu sehr komplicirten, und von dem Nutzen des heut zu Tag üblichen einfachen Kopfputzes überzeugt seyn, so beherzige er die Beobachtung des berühmten Wundarztes Schmuckers. Dieser erfahrne Mann sagt, daß seit der Zeit, da die Damen so

viele Haarnadeln zum Kopfputze brauchen, und die Haare mit so vieler Pomade und Puder beläſtiget werden, die Speck- und Breygeſchwülſte weit gewöhnlicher ſind als in vorigen Zeiten; da es nämlich leicht möglich iſt, daß, weil dieſe Nadeln doch oft in die Haut geſtochen werden, eine kleine Drüſe, oder ein lymphatiſches Gefäß verletzt, oder daß durch das letztere die Ausführungsgefäße verſtopft und verkleiſtert werden, und dadurch zu dieſem Uebel Anlaß gegeben wird. (Chyrurgiſche Wahrnehmungen 1ter Thl. S. 571.)

Jede Dame, welche den alten Kopfputz getragen hat, beſonders wenn ſie ſich nicht täglich putzte, und folglich an dieſe Marter gewöhnte, muß die Erfahrung gemacht haben, daß Migrän und fürchterliches Kopfweh die Frucht einer ſo übel verſtandenen Mode war. Gewiſſe Frauenzimmer ſind ſo empfindſam auf ihrem Kopf, daß ihnen ſelbſt eine zu große Anzahl eigener Haare zur Laſt fällt. Ich kenne eine Dame, welche dem heftigſten Kopfwehe unterworfen war. Kein Mittel konnte ihr Linderung verſchaffen. Sie ſchnitt ihre ſchönen Haare ab, — ſo verſchwand das Kopfweh.

Alles dieſes ſeye zum Lobe des heut zu Tag üblichen Kopfputzes und beſonders der Brutus- oder Titusköpfe in mediziniſcher Rückſicht, und inſofern ſie aus eigenen Haaren beſtehen, — geſagt. Ganz anders denken wir von den neumodiſchen Perücken, durch welche ſo manche

schöne Blondine, mit wahrem Verlust an Schönheit, eine Brünette vorstellt. Diese Maschinen, die höchstens dem alten Kahlkopfe zum Schutze dienen sollten, sind in jeder Rücksicht verwerflich. Erstens machen sie eine Klasse von Menschen nöthig, die übrigens durch die heutige Mode unnöthig gemacht wäre, — ich spreche von den Perückenmachern. In einer Zeit, wo die Anzahl der arbeitsfähigen Hände so gering ist, könnte der Staat diese beschäftigten Müssiggänger wohl zu etwas besserm verwenden. Niemand würde dabey mehr reellen Gewinn haben, als die Perückenmacher selbst; denn der beständige Staub, dem sie ausgesetzt sind, ihre unordentliche Lebensart erlauben ihnen kein späteres Alter, und machen, daß sie gewöhnlich bald ein Opfer der Lungensucht werden. Zweytens gürtelt und spannet jede Perücke mehr oder weniger den Kopf, und verhindert den Kreislauf. Drittens, wird der Kopf durch dieselbe so sehr an eine warme Temperatur gewöhnt, daß er sich bei der nächsten Gelegenheit erkältet, worauf dann Schnupfen, Kartharre, Kopfschmerzen entstehen. Endlich Viertens wissen Sie meine delikate Damen, von wem denn eigentlich die Haare gewöhnlich sind, aus denen ihre neumodischen Perücken verfertiget werden? — Von Missethätern, die in das Zuchthaus verdammt sind, oder was noch weit ärger ist, von Leuten, die in Spitälern an öfters ansteckenden Fiebern verstorben sind.

Digitized by Google

Ich spreche nicht gerne gegen eine Sache, — von welcher ich voraus weiß, daß ich sie durch meine Worte nicht ändern kann. Daher übergehe ich den heut zu Tage immer allgemeiner werdenden Gebrauch der Schminke. Mein Vater drückt sich in seiner medizinischen Polizey (3ter B. S. 744) über diesen Gegenstand folgendermaßen aus. „Wäre unter uns das Schminken ein Geschäft nur solcher Frauenzimmer geblieben, welche, in Rücksicht ihrer Gesichtsbildung, über die Natur Klage zu führen haben: so wäre diese Bemühung durch die Kunst das zu ersetzen, was jene versagt hätte, noch sehr verzeihlich: aber daß ein schönes Gesicht sich absichtlich überfirneise, und so undankbar gegen den Schöpfer, an Natur und wahrem Schönen allen Geschmack verleugne, dieß ist allerdings strafbar, und zeiget von geringen Begriffen, oder doch von Modesklaverey." — Es wäre überflüssig das schöne Geschlecht vor solchen Schminken, die aus Zinnober und verschiedenen Bleyoxiden bestehen, zu warnen, indem in unsern Staaten keine solche Schminke öffentlich verkauft werden darf. Man hüte sich daher vor aller Schminke, die geheim verkauft wird, — sie kömmt gewöhnlich der Haut theuer zu stehen.

Die Halszierden haben bei den Frauenzimmern eben keinen so großen Einfluß auf Gesundheit, als bei den Männern. Bei letzteren verursachen sie durch ihren Druck auf die Blutgefäße, und auf die Luftröhre manchmal die größten Uebel.

Frauenzimmer haben besonders die Halsbinden von Haaren zu vermeiden. Erstens aus Gründen, die oben gegen die Haare angeführt wurden — und zweytens, weil die Erfahrung gelehret hat, daß solche Halsbinden jucken, Blattern, ja selbst Rothlauf erzeugen.

Da hier so eben die Rede von dem Hals ist, so glaube ich nicht unnütz auszuschweifen, wenn ich ein Wort von dicken Hälsen und Kröpfen sage, welche so manche Schöne entstellen, und Aeltern, die an ihren Kindern eine Anlage dazu bemerken, so vielen Kummer verursachen.

Die Aerzte sind nicht einig in der Bestimmung der Ursache der dicken Hälse und Kröpfe. Unserer Meynung gemäß muß man nicht eine spezifische Ursache ausfindig machen wollen, sondern den Ursprung dieses Uebels in verschiedenen Quellen suchen.

Außer Zweifel ist es, daß das Trinken gewisser Brunnenwasser nicht allein Kröpfe, sondern selbst Skropheln erzeuget. Zu Rheims herrschten diese Uebel so sehr, daß man für die daran leidenden Menschen ein eigenes Spital errichtete. — Endlich trank das Volk kein Brunnenwasser mehr, sondern bediente sich des Wassers vom benachbarten Flusse Verle, — darauf verschwanden alle Skropheln. — (Mémoire de la Societé Royale de Medecine 1777 pag. 280) Als das Schifsvolk des Kapitains Kook gezwungen war sich des Eiswassers zum Trank zu bedienen, bekam es alsobald Geschwülste an den

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Halsdrüsen. Sie hörten nicht eher dann die Ursache auf. (Forster's Reisen um die Welt 1. B. p. 81) Nebst dem Wasser kann noch die Anstrengung bei heftigem Reden, Singen, Blasen gewisser Instrumenten, das Zurückbeugen des Kopfes während der Geburt — dicke Hälse und Kröpfe erzeugen. — Die Hoffnung der Heilung ist bei altem Uebel sehr gering. Bei aufkeimender Krankheit bewirkt folgendes Mittel beinahe immer die Heilung. Ich führe es an, weil dasselbe nicht viel unter Aerzten bekannt ist. Ein Straßburger Arzt, Corvini, ist der Erfinder davon.

Rp. Spongiarum in fragmentis — Lapidum spongiarum aa. uncias quatuor. Pilæ marinæ unciam unam. Ingerantur hæc crucibulo & fiat sub igne cinis. Dein Rp. Hujus cineris unciam unam, coque in aquæ fontis libris duabus ad remanentiam libræ unius. Filtratis adde Syrupi de Cinnamomo unciam unam. M. D. Sig. Dreymal des Tages einen Eßlöffel voll zu nehmen.

Von eigentlichen Kleidungsstücken.

Die Vortheile, welche die heut zu Tag übliche Frauenzimmertracht über die vor einigen Jahren gewöhnliche Mode gewähret, sind von der größten Wichtigkeit. Letztere entstellte den natürlichen Bau des weiblichen Körpers gänzlich, indem sie denselben dort am engsten machte, wo ihn die Natur am wei-

Digitized by Google

testen erschuff. Dieß geschah durch den abscheulichen Gebrauch der Schnürbrüste. Obwohl nun diese Gattung von Panzern Gottlob! so ziemlich abgekommen ist — so glaube ich dennoch, daß eine kurze Schilderung ihrer Folgen auf die Gesundheit, nicht überflüßig seyn dürfte, indem man dadurch sich immer mehr von dem Nutzen der heutigen Kleidertracht, welche bekanntlich die Schnürbrüste ausschließt, überzeugen kann. Nie gewinnt die Wahrheit mehr, als wenn man ihr den Irrthum zur Seite stellet! — Da ich indessen über diesen Gegenstand nicht eingreiflicher sprechen kann, als es mein Vater in seiner medizinischen Polizey that, so rücke ich hier die Stelle aus diesem Werke, welche die Schnürbrüste betrift, wörtlich ein. „Die Brusthöle ist uns Europäern von dem Schöpfer nicht nach unserm Geschmacke gebildet worden: Sie ist bekanntlich einem stumpfen Kegel ähnlich, dessen Grundfläche unten von dem Zwerchfelle; von den Seiten und von vorne aber von den falschen Rippen, und der Brustbeinspitze gemacht wird, und dessen stumpfes Ende an den Hals anstößt, von den anliegenden Theilen aber, als von den Schulterknochen, von den Arm- und Brustmuskeln, und bei dem weiblichen Geschlechte besonders von den beeden Brüsten einen scheinbar größeren Umfang erhält. Ein von allen diesen Theilen befreites Todtengerippe beweiset deutlich, daß die Brusthöhle nach unten weiter als nach oben ist, und bekanntlich geschieht auch im lebendigen Menschen das Athem-

holen durch Auf- und Auswärtsbebung der unteren beweglicheren Rippen, und durch das Hinabsteigen des Zwerchfelles, als wodurch die Brusthöhle bei geschehendem Einathmen der Luft den ausgedehnten Lungen einen größeren Raum darbiethet. Da hätte nun der Schöpfer sollen . . . ich halte ein um nicht zu lästern; aber so ist die Sprache derjenigen beschaffen, welche die Schnürbrüste vertheidigen, oder ihren Nutzen auf die Verschönerung unserer Taille ausdehnen; und ohngefähr eben so klug denken, als die kohlschwarzen Bvaos auf der Insel Borneo, welche sich fast alle die vorderstен Zähne ausziehen, und andere von Gold einsetzen lassen. (Morgenländische Reisen. Act. Erudit. 1728 pag. 395) Die erste Schnürbrust war ganz gewiß eine chyrurgische Erfindung, und blos bestimmt ein bucklichtes Geschöpf wieder gerade zu machen. Aus dem guten Erfolge glaubte man endlich, ohne Schnürbrust könne kein Kind jetzt mehr gerade wachsen, obschon man von tausend Völkern, die so aberwitzig nicht sind, um sich so einrädeln zu wollen, und doch eine vorzüglich schöne Leibesgestalt haben, von ganz Asia, Afrika, und Amerika, das Beispiel vor sich hatte. Der Druck einer steifen Schnürbrust ist an dem untersten Theile der Brusthöhle und um die Magengegend am stärksten, und wirket also gerade gegen die Absichten der Natur, welche jene einer wechselseitigen freien Bewegung ausgesetzet wissen wollte. Da aber auch der obere Theil der Brust hart eingekerkert wird,

Digitized by Google

so sieht man die in Schnürbrüsten steckenden Kinder, um sich Erleichterung zu verschaffen, die eine Achsel immer etwas höher halten, als die andere; und gar oft nimmt dann die Natur diese widernatürliche Bildung an. Die Lungen, an einer vollkommenen Ausdehnung gehindert, widerstehen dem ihnen von dem Herzen zugeschickten Blute lange: endlich verlieren sie bei nur geringer Erhitzung der Säfte das Gleichgewicht, und es entstehen Blutspeyen und ein auszehrender Zustand, in welchem meistens die schönsten Mädchen ihr Leben lassen müssen. (Huxham de pleuritide & peripneumonia. Cap. IV. oper. phys. Med. P. II. pag. 212.) Die Rippen selbst und der Rückstrang, der bei keinem Menschen gerade in senkrechter Linie steht, wie solchen eine Schnürbrust immer halten soll, nehmen oft selbst eine widernatürliche Wendung an, und diese machet eben die zu Krüppeln, welche sie vor diesem Zustande hätte schützen sollen. Die Eingeweide des Unterleibes nehmen hievon, unter dem anhaltenden Drucke der Rippen, auch eine widernatürliche Gestalt an, die dann auf die übrigen Theile des Körpers ihren mächtigen Einfluß äußert. Portal sah eine Dame, die wegen einem sehr verunstalteten Rückgrad sich der Schnürleiber bediente: einige Jahre vor ihrem Tode überfiel sie jedesmal zwo bis drei Stunden nach der Mahlzeit ein heftiger Schmerz in dem linken Fuße, mit einem schweren Athem, und einer unangenehmen Empfindung im Unterleibe in

der linken Unterrippengegend. Nach dem Tode fand man die beeden letzten falschen Rippen gegen den Magen umgekehrt. Die letzte Rippe bedeckte den Grimdarm: dieser, wenn er mit Unrath voll war, drückte den Lendennerven, und wirkte so bis auf den Fuß. (Hist. & Mem. de l'académ. de Sciences de Paris 1770. p. 242.) Die Muskeln des Rückgrades und der Lenden werden unter dem ewigen Druck und der beständigen Unthätigkeit, halb gelähmt, und endlich sieht man, wie diejenigen, welche von ihrer Jugend an Schnürbrüste zu tragen gewöhnt waren, ohne solche sich nicht mehr aufrecht erhalten und umhergehen können. Ich habe schon des für künftige Mütter, und für wirklich Schwangere, aus dieser Kleidungsart entspringenden Schadens Meldung gethan, und durch die treffendsten Beispiele erwiesen, daß bei jenen die gehörige Ausdehnung des Unterleibes, bei diesen jene der Gebährmutter verhinderet, und so unendlich oft zur Unfruchtbarkeit und zum Mißgebähren Anlaß gegeben wird. (Zach. Platner dissert. de Thoracibus.) Die Warzen der Brüste, welche unter dem Zwange solcher Schnürleiber sich nie erheben können, verschwinden völlig, und die Mütter werden zum Selbststillen ihrer Kinder entweder unfähig gemacht, oder sie haben doch unendlich viel auszustehen, bis sie zu diesem natürlichen Dienste geschickt sind. (Ballexserd, Dissertation sur l'education physique des Enfans; p. 43. 44. 314. 115.)"

„Es ist kein Zweifel, daß nicht die widersinnigen Schnürbrüste Schuld daran seyn sollten, daß unter den vermöglichern Frauenzimmern so selten eine volle Brust hervorkömmt. In gewissen Gegenden scheint die Abartung so allgemein zu werden, daß der obere Leib der mehrsten Schönen nicht mehr wohl zur Unterscheidung der Geschlechter dienen kann. Ich, meines Orts, sehe diesen Mangel für wichtiger an, als man anfänglich denken sollte. Der vorzüglichste Schaden besteht freilich darin, daß hiedurch viele junge Mütter ihre Kinder nicht selbst stillen können: denn obschon eine fette Brust nicht eben auch die milchreichste ist, so weiß man doch, daß von einer gar zu geringfügigen Quelle keine große Ergiebigkeit zu erwarten ist. Dann aber wünschte ich, daß dieser wichtige Theil der weiblichen Zierde, welcher mit gütiger Erlaubniß der Moralisten, von der Natur absichtlich so schön gebildet worden, und geflissentlich dahin gesetzt worden ist, wo er dem männlichen Auge nicht entgehen, und seine Wirkung auf dasselbe nicht verfehlen kann, nicht so sehr bei der physischen Erziehung der Mädchen vernachläßiget, und so dem schönen Geschlechte nach und nach ein wichtiger Theil seiner natürlichen Ansprüche auf unsere äußere Sinne, entzogen würde: welche doch eben immer ein Wort bei dem Verhältniß beider Geschlechter zu einander, und bei den Folgen des wechselseitigen Reizes, mitzusagen haben. Der weibliche Anzug bestimmet aber nichts so sehr, als die Gestalt dieses

schwammigten Körpers. In Indien, wo die Muhamedanische Religion die herrschende ist, und wo überdies in der Kleidung ein Unterschied von den noch vielen heidnischen Einwohnern beobachtet wird haben die Muhamedanerinnen lange hangende Brüste; die Weiber der Heiden hingegen nicht. Diese tragen sie nemlich in Futteralen von proportionirter Größe in einem kleinen Wams mit halben Ermeln, welches blos die Brust, und weder den Rücken noch den Unterleib bedecket. Dies Kleidungsstück erhält die Brüste sowohl, daß viele Europäerinnen, die nach Indien kommen, sich selbiges anschaffen, so wie sie den Indianerinnen auch in dem Punkte der Reinlichkeit nachahmen müssen, wenn sie die Liebe ihrer Männer nicht verlieren wollen. (Niebuhrs Reisebeschr. II. Band S. 70.) Es ist gar nicht zweifelhaft, daß die vielen Entzündungen und Vereiterungen der weiblichen Brüste schon in den ledigen Tagen, besonders aber in den Wochen, von der widernatürlichen Enge der Gefäße dieser großen Drüse herkommen, wozu das beständige Einschnüren und Pressen derselben Anlaß gegeben hat. Da aber die Brüste in dem engen Panzer und unter den warmen Decken, beständig wärmer gehalten werden, als irgend ein anderer Theil des weiblichen Körpers; so hat man freilich in dem geschwinden Erkälten der bei dem Kinderstillen zu entblößenden Brüste, noch eine andere Ursache der so vielen Müttern äußerst beschwerlichen Entzündungen der Brüste in den ersten Tagen nach der Geburt.

Ich habe so unglaublich viele Mütter gesehen, die an diesem Uebel nach den glücklichsten Entbindungen noch gemartert werden mußten, daß ich die Untersuchung der vorzüglichsten Ursachen dieser dem schönen Geschlechte so sehr zusetzenden Krankheit der Mühe werth gehalten habe; und ich denke, daß, weil anbei das Schicksal auch so vieler Neugebohrnen von diesem Umstande abhängt, indem solche gar oft wegen demselben des Glückes verlustiget werden, die Nahrung unmittelbar von ihrer Mutter zu saugen: so muß ich glauben, daß auch die Polizey dergleichen Bemerkungen zum Grunde eines gänzlichen Verbots aller Schnürbrüste legen könnte. Wie elend müssen die Begriffe von dem Schönen in der schweizerischen Stadt seyn, von welcher Zimmermann sagt: daß man da die Weiber durch ein Gesetz, das die Miene der Andacht nimmt, zwinget, eine aus dicken eisernen Stangen zusammengeschmiedete Maschine zu tragen, der man den Ehrennamen einer Schnürbrust gibt! Vor einigen Jahren, heißt es, bat eine Jungfer aus dieser Stadt ihren Magistrat um die Erlaubniß, ohne diesen wohlhergebrachten Panzer, der ihr Magenkrämpfe und allerhand Mutterbeschwerden machte, in der Kirche erscheinen zu dürfen; denn sogar die schwangern Weiber sind von der Kirche ausgeschlossen, wenn sie diesen Panzer nicht mehr tragen können. Der Magistrat wollte der Jungfer diese der Religion seiner Väter widerstrebende Bitte ohne

das Zeugniß eines frommen und gewissenhaften Arztes nicht gewähren. Sie brachte dieses Zeugniß, und erhielt die Erlaubniß ihre Andacht ohne den eisernen Schnürleib zu verrichten, für neunhundert Gulden. An einem solchen Orte muß freilich mein eben gemachter Vorschlag Schrecken erregen. (3ter Band p. 756.)"

Wie glücklich sind nicht unsere Frauenzimmer, wenigstens in der kultivirtern Klasse von Bürgern, bei der neuen Mode, vermög welcher sie wieder die schöne Gestalt annehmen, die wir an den griechischen Statuen bewundern. Doch muß man auch hierin nicht zu weit gehen, und die kurze Taille nicht übertreiben. Dieß bemerken wir nicht selten unter unsern galanten Damen. Sie binden ihre Röcke so hoch, daß die Brüste dadurch quer durchschnitten und in zwey Provinzen getheilt werden. Wie nachtheilig ein solches Verfahren der Gesundheit seyn müße, darf wohl nicht erst erwiesen werden. Daß es nebstbei das Frauenzimmer entstelle, — wird jeder Mann von Geschmack bestättigen. Meines Erachtens sollte die Taille ein paar Zolle unter den Brüsten anfangen.

Was wir ferner an der neuen Frauenzimmertracht auszustellen haben, — ist die Gefahr der Erkältigung. — Die feinen Kleider von Mousselin, Linon, — die gestrickten Aermel bei welchen man kein ordentliches Hemd tragen kann, — der bloße Nacken, die entblößten Schultern, — und zum

Theil entblößten Brüste — widersprechen gänzlich dem ersten Entzweck der Kleidung. Man hat bereits zu wiederholtenmalen in öffentlichen Blättern gelesen, daß zu Paris, wo diese Mode zuerst aufkam, viele Damen ein Opfer davon wurden, indem sie sich durch Erkältigung tödtliche Krankheiten zuzogen. Es würde auch nicht schwer fallen, dergleichen Unglück unter uns anzutreffen.

Besonders schädlich ist die Erkältigung des Busens, und dieß vorzüglich während einer gewissen Epoche. Die Brüste sympathisiren nemlich vorzüglich mit der Gebährmutter, d. i. diese Organe theilen sich untereinander die erhaltenen angenehmen oder unangenehmen Eindrücke auf eine auffallende Art mit. Hält daher das Frauenzimmer auch den übrigen Körper noch so warm, so entgehen deswegen gewisse Theile keineswegs der Gefahr der Erkältigung, wenn es den entblößten Busen der Kälte aussetzet. Die Vermeidung dieser Krankheitsursache würde der Absicht des schönen Geschlechts, zu gefallen — nicht im geringsten Abtrag thun. Im Gegentheil, ein Geschlecht wird für das andere immer mehrere und wirksamere Reize haben, je mehr es diese zu bedecken sucht. Dieß gründet sich auf ein physisches Gesetz, welches so lautet: — Jeder Reiz verliert an Wirksamkeit im Verhältniß er öfters angewendet wird. — Der Ehestand gibt uns öfters einen Beweiß hievon. Tragen sich daher die Frauenzimmer gewöhnlich

blos, so ist die unvermeidliche Folge eine Gleichgültigkeit für diejenigen Reize, deren Wirkung man täglich ausgesetzt ist. Eine afrikanische Regentin wurde von Seiten ihrer weiblichen Unterthanen mit vielen Klagen überlästiget, die Gleichgültigkeit des männlichen Geschlechtes betreffend, das gegen ersteres ganz unempfindlich geworden sein, und sich auf eine andere naturwidrige Art schadlos gehalten haben soll. Die weise Regentin entdeckte die Ursache hievon in dem Landesgebrauch, vermög welchem die Frauenzimmer nackt giengen. Sie steurte diesem Uebel dadurch, daß sie ihrem Geschlechte kurze Röckchen anwieß, welche gewisse Theile, die vorhin dem Auge blos lagen, bedeckten, und nur unter größern Bewegungen das Aug verstohlenerweise sehen ließen. — Bei verschiedenen Indianischen Völkerschaften gehen die ledigen Mädchen und die Weiber nackt; und blos die feilen Dirnen verhüllen einen Theil ihres natürlichen Reizes, damit sie das Landvolk zu deren Genuß anlocken. (Essais historique sur Paris T. V. p. 71.) Endlich gehört noch die Geschichte jener Bethschwester hieher, welche ihrem Beichtvater ihr tägliches Aergerniß wehmüthig klagte, das ihr ein vor einer Schenke, wo sie zur Kirche vorübergehen mußte, hängendes Bild eines wilden Mannes wider ihren Willen verursachte, und das, da es jetzt, durch Vermittlung des Seelsorgers, mit einer bemalten Schürze versehen wurde, die gute Bethschwester immer mit

dem Gedanken: was mag wohl unter der Schürze verborgen seyn? . . . zu martern pflegte.

Die Erkältigung wird indessen die Frauenzimmer in unserm Klima so lange, besonders in gewissen Epochen, vielen Beschwerden aussetzen, bis es unter ihnen zur allgemeinen Sitte werden wird — Unterhosen zu tragen. Gewohnheit setzt freilich einige Frauenzimmer in den Stand, die Abwechslung der Temperatur selbst an den empfindsamsten Stellen ertragen zu können. Die Anzahl dieser abgehärteten ist aber gegen diejenigen, denen die Kälte schadet, sehr gering. Ich behandelte seit einigen Jahren in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause mehrere Tausende von Frauenzimmern, — und habe folglich Gelegenheit genug gehabt, mich mit den Eigenheiten und Quellen ihrer Leiden auf das genaueste bekannt zu machen. Die Erfahrung lehrt mich aber nun, daß eine große Anzahl ihrer Beschwerden, als Unterdrückung des Monatlichen, Bauchschmerzen, Krämpfungen aller Art, weißer Fluß, von Erkältigung herrühren. Eben so lehret sie mich, daß durch die Befolgung des Rathes, Unterhosen zu tragen, diesen Uebeln in der Folge vorgebeugt wurde. — Es ist wirklich zu verwundern, daß die Aerzte nicht eher auf das Tragen der Unterhosen, wenigstens bei Wöchnerinnen, die aufzustehen beginnen, einstimmig angetragen haben. Die Verabsäumung dieser Maßregel, und die dadurch

nicht zu verhütende Erkältigung erzeugt ohne Zweifel am häufigsten eine der fürchterlichsten Krankheiten, welchen die Frauenzimmer unterworfen sind — das Kindbettfieber. Man hat schon längst den Zustand einer Frau, die gebohren hat, jenem einer verwundeten Person verglichen. Man weiß allgemein, daß Kälte den Wunden schadet — ihre Heilung verhindert, zu Starr = oder Kinnbackenkrampf Anlaß gibt . . . und doch hat man bisher die Wöchnerinnen nicht so eingreiflich über die Gefahren der Verkältigung, und Mittel sie zu verhüten, belehret, als wir es wünschten.

Indem wir als Lobredner des Warmverhaltens auftreten, und so gegen die meisten neuern Aerzte, welche die ganze Welt abkühlen möchten, gestimmt haben, — sind wir weit entfernt in dieser Rücksicht zu einem Exzeß anzurathen. Es ist nemlich ernstlich wahr, daß je mehr wir uns vor Verkältung schützen wollen, wir derselben desto mehr ausgesetzt sind, daß Leute, welche von Kindheit auf an die Kälte sich gewöhnt haben, von ihr nicht so leicht etwas zu befürchten haben. — Montaigne würde daher, wenn er blos von solchen Gegenden spräche, wo der Mensch als ein einheimisches, und nicht wie bei uns als ein exotisches Gewächs zu betrachten ist, vollkommen Recht haben, wo er sagt; „sollten unsere Decken nicht hinreichen, gleich andern erschaffenen Wesen, auch uns zu schützen, oder da unser Gesicht der Kälte widersteht,

warum sollten wir nicht ganz Gesicht werden können? (Essais Lib. 1.)

Endlich müssen wir zur Ehre des neuen Frauenzimmer-Anzuges, auch die Reform, welche in Hinsicht der Schuhe Platz gefunden hat, berühren. Aufs wenigste sind einmal die hohen Absätze verbannt. Kamper und Grant haben die Folgen dieser Stelzen eingreiflich geschildert. Durch die hohen Absätze werden die Waden in die Höhe gezogen, die Knie vorwärts und die Hüfte ruckwärts gebogen, und zwar so, daß der ganze Rückgrad die Gestalt eines Lateinischen S bekömmt. Platner hat mit besonderm Recht das Tragen der hohen Absätze während der Schwangerschaft verdammt. Durch das Tragen der mit hohen Absätzen versehenen Schuhen, sagt er, wird der Leib vorwärts gedrückt und besonders die geraden Bauchmuskeln, unter welchen die schwangere Gebährmutter liegt, in einer beständigen Anspannung gehalten, wovon das in dieser enthaltene Kind Schaden leiden kann. Zudem hat auch der Körper nicht die gehörige Sicherheit im Auftreten, und bei zunehmender Ausdehnung des Leibes, bei welcher alle Schwangeren ohnedieß leicht das Gleichgewicht verlieren, wird die Gefahr einen nachtheiligen Fall zu thun, größer.

Ist durch die heut zu Tag üblichen Frauenzimmerschuhe deshalb alle vernünftige Erwartung erfüllt? — bleibt dem Arzte keine Veränderung zu

wünschen mehr übrig? Keineswegs. Die Vernunft wird so lange an den Schuhen etwas auszusetzen finden, bis sie nach der Gestalt des Fußes modulirt erscheinen, und demselben keinen Zwang mehr anthun werden. In wie weit die neumodischen Schuhe dieser Forderung entsprechen, mag jeder selbst entscheiden. — So viel ist indessen gewiß, daß, hätte ein Frauenzimmer einen so langen gespitzten Fuß mit auf die Welt gebracht, als unsere Schönen durch ihre Schuhe sich vorzustellen bemühen, — so würde sie sich unglücklich schätzen, und sich leicht zu einer chirurgischen Operazion verstehen. Uebrigens erfahre ich mit großem Vergnügen, daß in dem Mittelpunkt gesammter Moden die spitzigen langen Schuhe abkommen, und die runden Schuhe zur Mode werden. Diese Veränderung wird allerdings zuträglich seyn, wenn man dadurch nur nicht wieder auf die engen Schuhe verfällt. — Gänzliche Vollkommenheit der Schuhe wird nur alsdann erreicht werden, wenn man Kampers Rath befolgen, und für jeden Fuß einen eigenen Schuh, machen lassen wird.

Aus dieser kleinen Abhandlung läßt sich der Schluß ziehen, — daß wir in diesem Jahrhundert, wenigstens in einem Stücke, in der Kleidertracht gescheider geworden sind. Es würde nicht schwer halten ein ähnliches in allen Fächern zu beweisen.

Ueber die Wortbegriffe Curiren und Heilen,

von

Dr. Johann Adam Schmidt,

k. k. Rath und Professor der Heilkunde an der Josephs-Akademie zu Wien. *)

„Curire mich," sagte einst der kranke Lysander zu seinem Arzte und Freunde Protarchus, dann weiß ich, was heilen heißt. „Ich will dich curiren, versetzte Protarchus dem Lysander; „ob ich dich „heilen werde, weiß ich nicht. Was aber heilen „ist, weißt du auch dann nicht, wann du wieder „gesund bist." Das hielt Lysander für ein räthselhaftes Wortspiel, hinter dem, wie er meinte, wie hinter manchem Paradoxen, etwas Wahres stecken könnte.

*) Dieser Aufsatz ist bereits in Hrn. Professor Röschlaubs Magazin IV. B. 2. St. abgedruckt; allein da er auch zur Berichtigung der Begriffe Nichtärzten willkommen seyn dürfte, so erscheint er hier wieder abgedruckt.

Man hat nach der Meinung eines philosophirenden Sprachforschers nicht mehr Wörter, als man Begriffe hat. Man kann demnach bei dem größten Reichthume an Wörtern, doch sehr arm an Begriffen seyn. Wer sich des Wortes heilen, Heilung bedient, wo das Wort curiren, Cur, oder wohl gar das Wort genesen, Genesung den Begriff richtig bezeichnet, der denkt sich gewiß weder bei dem einen noch anderem Worte etwas bestimmtes; für ihn, und von ihm, sind weder das Wort curiren, noch die Wörter heilen, und genesen, verstandhältig; er hat das Bedürfniß für diese Wörter gar nicht, weil er keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden weiß. Wenn er es aber dessen ungeachtet wagt, diese dunkeln Begriffe einem Urtheile zu Grunde zu legen (mit denselben ein Urtheil zu unternehmen) so vergißt er das Längenmaaß seines Verstandes zu überschlagen: er wird vermessen in seinem Urtheile.

Vermessen sind gar oft die Urtheile der Menge über Vorstellungen, die nur von einem mittelbaren und klaren Bewußtseyn abhangen. Immer einverstanden ist die Menge nur mit den Wörtern, die sinnliche Vorstellungen bezeichnen: (daß der Zucker süß, und die Galle bitter sey). Fragt hingegen, (sagt Voltaire) die Kröte was schön ist? oder den Teufel, oder einen Mann von Guinea: alle unterrichten euch sehr bestimmt; denn die Krö-

te, der Teufel, und der Mann von Guinea haben ihr το καλον. Fragt eine Dame, oder ein Höckerweib, manchen Staatsmann oder Bauern, manchen Arzt, oder Barbierer: was Curiren, und was Heilen sey? alle lachen euch ins Gesicht, und begreifen kaum, wie ihr so einfältig fragen könnt. Vollends der Haufe unter den letztern wird euch, wie er meint, den Verstand mit einer Lauge von Witz abwaschen, wenn er euch sagt: das mögen die Schulfüchse mit dem Maul beantworten, wir geben die Antwort durch die That alle Tage in unserer großen Praxis. Credat Judæus Apella, non ego.

Cur, sagt Hr. Adelung, kommt von dem lateinischen Cura her, und heißt Heilung. Curiren, sagt Hr. Adelung ferner, heißt im gemeinen Leben heilen. Beim Worte heilen bemerkt er, dieses Wort sey durch das ausländische curiren beinahe verdrängt worden, behaupte aber in der edlern Schreibart noch immer seine Stelle. So wäre freilich nach Adelung das Zeitwort curiren mit heilen, und das Hauptwort Cur mit Heilung, nicht etwa Sinnverwandt (synonym) sondern völlig gleichbedeutend. Aber gesetzt man wollte mit Adelung den gemeinen Sprachgebrauch hier für geltend annehmen: ist es denn schon ausgemacht, daß

das Wort curiren im gemeinen Leben immer für heilen gebraucht werde?

Wir treten in eine Abendgesellschaft, und finden Weiber und Mädchen in einer allgemeinen Bestürzung. Man hat so eben die Nachricht gebracht, der allliebende und allgeliebte Fürst X. sey in einem Duell in die Brust gestochen worden. Die lange Pause, in der kein Busen sich wog, und kein Fächer sich bewegte, drohete der abendlichen Konversation eine totale Lähmung, als noch zu rechter Zeit eine ältliche Dame durch eine Frage alles wieder zu sich selbst bringt. Wer hat den Fürsten in die Cur genommen? fragt sie, und man nennt den Arzt O. . . Ich habe gehört, sagt ein süsser Muscadin in einem Tituskopf, der Fürst hätte sich lieber den Dr. P. zur Cur überlassen — kein Gedanke, sagt eine andere Dame. Ich versichere sie, der Fürst dachte nicht daran, sich selbst einen Arzt zu wählen, Dr. O. . . curiret ihn wirklich. Was sagt denn, fragt die erste Dame, Dr. O. . . von der Gefährlichkeit der Wunde? Giebt er den Freunden Hofnung, den Fürsten zu curiren? — keine, versetzt die zweyte Dame — Aber mein Gott! ruft eine dicke Kommerzien-Räthin, warum ließ man nicht unsern Dr. L. . . . holen? Ein Mann, der so schöne Curen gemacht hat, würde den Fürsten gewiß curiren. — „C'est a savoir," sagt eine junge in Trauer gekleidete Brünette, die vor vier Wo-

chen ihren Mann verloren hatte. Meinen seligen Mann hat eben dieser auch curiret.

In einen andern Zimmer dieser Gesellschaft hinkt ein alter General auf die Frau geheime Räthin R. . . zu. Wie geht's ihnen lieber General, ruft ihm die Dame entgegen, und der gliedersüchtige Veteran des Mars antwortet ihr mit tausend Flüchen auf Aerzte und Apotheken. Seit Jahr und Tag curiren sie mich, schreit er, und können mich nicht heilen. — Daran sind sie Schuld, lieber General, entgegnet ihm die geheime Räthin. Schon längst habe ich ihnen meinen Gliederrauch angerathen. Mit diesem Mittel hab ich seit kurzer Zeit wieder den Hofrath A., Staatsrath B., und Minister C. curirt, die auch von unsern Doktors die längste Zeit curirt worden.

Unverkennbar wird in beiden gesellschaftlichen Gesprächen sehr oft das Wort curiren und Cur, für heilen, Heilung gebraucht. Allein es wird auch einigemal so gebraucht, als ob es keineswegs gleichbedeutend mit heilen sey. Da die Rede von der Verwundung des Fürsten ist, sagt die eine Dame: Dr. D. . . curire den Fürsten wirklich, gebe aber keine Hofnung ihn zu curiren. Wenn curiren nach Adelung eben so viel als heilen heißt: wie kann mit Verstand gesagt werden: ein Arzt heile einen Kranken wirklich, habe aber keine

Hofnung ihn zu heilen. Nicht selten wächst aus dem Worte curiren ein Stachel ins Fleisch des Arztes, wenn es für heilen gebraucht wird. Dieß schien die Brünette zu wissen, als sie sagte: Dr. L. habe ihren seligen Mann curirt. — Der alte General verbindet einen andern, wenn auch nicht bestimmten Begriff mit dem Worte curiren, als mit dem Worte heilen, wenn er sagt, seit Jahr und Tag curiren mich die Aerzte, und können mich nicht heilen. Die geheime Räthin braucht das Wort curiren zweymal, aber einmal da es die Aerzte gilt, heißt es was anderes, als da, wo es sie gilt. Die Aerzte, meint sie, haben curirt und nicht geheilt. Sie hat curirt und geheilt.

Man kann einwerfen: „Wenn auch einem jeden dieser beiden Wörter ein eigenes Merkmal „inwohne, immer hätten doch beide Wörter einen „höheren Begriff mitsammen gemein, mithin seyn „sie, wenn auch nach Adelung nicht gleichbedeutend, doch sehr nahe Sinnverwandt (synonym).“ Allein ich finde diese nahe Sinnverwandtschaft nicht. Vor allem: wodurch wird in den Wörtern eine Sinnverwandtschaft gestiftet? Ohne Zweifel durch die größte Aehnlichkeit in der Bedeutung, durch eine äusserst feine Verwebung wie coordinirten und subordinirten Begriffen, deren Züge nicht anders, als durch eine sehr genaue und vollständige Zersetzung erkennbar werden. Zwey Wörter sind sich in

ihrer Bedeutung dann am ähnlichsten, wann sie den nächsten höheren Begriff mitsammen gemein haben. Stehen sie aber nur durch einen entferntern höhern Begriff miteinander in einiger Gemeinschaft, so sind sie keine Gegenstände der Synonymik, sie sind gegeneinander sinnfremd, und es bedarf dann nichts weiter, als den fernliegenden höheren Begriff nur zu zeigen, um jedermann den Unterschied solcher Wörter bemerkbar zu machen. Die beiden Wörter curiren und heilen haben zwar den Begriff eines Endzwecks (Gesundheit, als Ideal der Zweckmäßigkeit des menschlichen Körpers) mit einander gemein. Aber der Begriff der Gesundheit liegt entfernter von dem Begriffe des curiren, als von dem Begriffe des heilen. Curiren ist Mittel, heilen ist Zweck, dieser Zweck wird Mittel für einen andern Zweck genesen. Der Endzweck von allen ist Gesundheit. Es ist sonach klar, daß beide Wörter an einen sehr entfernten Begriff: Gesundheit geknüpft sind, daß sie sich aber immer durch den nächsten Begriff von einander unterscheiden; denn der dem Begriffe curiren nächstliegende ist der Begriff heilen, und der dem Begriffe heilen nächstliegende ist der Begriff genesen. Hieraus ergiebt sich, daß die Wörter curiren, Cur, heilen, Heilung, nicht einmal synonym, noch viel weniger gleichbedeutend sind.

Herrn Eberhrd's Bestimmung der Wör-

ter curiren, heilen, genesen, Cur, Heilung, Genesung, (in seiner Synonymik) übertrift zwar an philosophischer Präzision die Adelungsche; er hat die zwischen diesen Wörtern bestehenden Inflexionen mit grösserem Scharfsinne entwickelt. Allein wenn er ihnen dennoch des üblichen wegen, und weil sie ein Bemühen, einen Kranken seine Gesundheit zu verschaffen andeuten sollen, eine Sinnverwandtschaft zugesteht, so scheint auch Hr. Eberhard nicht erwogen zu haben, daß schon Tausende genesen sind, und noch täglich Tausende genesen werden, ohne curirt worden zu seyn oder curirt zu werden, noch mehr! er scheint das occidere non posse des römischen Pasquins nicht zu kennen.

Das Wort heilen kommt ursprünglich von heil (ganz) her. Heil ist ein Ding, wenn ihm an der Größe, welche eine Bedingung der Vollkommenheit seiner Art ist, nichts fehlt; was unverletzt, nicht verringert (integer) ist. Er ist noch, sagt man von jemanden, der in Gefahr war, mit heiler Haut, (unverletzt) durchgekommen. Heilen heißt sonach etwas ganz machen, das verletzt versehrt oder getrennt ist. „Er heilete den Altar des Herrn, der zerbrochen war.“ So kam das Wort heilen anfänglich bei Krankheiten menschlicher Körper in Gebrauch, wo eine wahrnehmbare Trennung in der Gänze dieser

Körper statt fand. Allmählig bediente man sich dieses Wortes heilen auch dann, wann keine wahrnehmbare Trennung in der Gänze, sondern ein Uebelbefinden statt fand, von welchen man sich eine verletzte gestörte Vollkommenheit des menschlichen Körpers als den Grund dachte.

Nun eine kleine Uebersicht wie das Wort heilen, Heilung, im gemeinen Leben, jetzt noch bald in der sächlichen Bedeutung (als neutrum) bald in der thätigen Bedeutung (als activum) gebraucht wird.

a) In der sächlichen Bedeutung.

Ich gehe, sagt Blas seinem Freunde Pitakus, den Göttern zu danken, denn die Wunde heilt, welche mein Sohn in der Schlacht bei Platäa erhielt. Lange wollte sie sich nicht bessern, jetzt ist sie in der schönsten Heilung.

Cotta findet auf den Feldern Bythiniens seinen Feldherrn und Freund Lucullus. Ich bitte dich, sagt Cotta dem Lucullus, schaffe mir den milesischen Emigranten Kleon, den du mir vor einem Jahr in Calcedonien aus guter Absicht anempfohlen hast, doch wieder vom Halse. Der griechische Windbeutel hat mich mit seinem Malagma Monathe lang fruchtlos geplagt. Ich warf alles weg, und das Theriom, an dem ich so lange litt, ward heil.

Mein Kind, ruft Madame la Regle, reitze die Katze nicht! sie wird dich beissen, und Katzenbisse heilen schwer. Ein andersmahl sagt Madame la Regle, um ihr Ziehmädchen zum Stechen der Ohrläppchen zu bereden. Ey! wer wird sich vor einer Nadel fürchten, Nadelstiche heilen leicht.

b) In der thätigen Bedeutung.

Chilo umarmt auf der Strasse von Athen seinen alten Freund Kleobolus, den die Sage schon seit Wochen unter die Todten versetzt hatte. Wer hat dich dem Orkus entrissen? fragt der erstaunte Chilo. Und Kleobolus antwortet: die Gersten-Ptisane! Hippokrates, der eben zu Larissa war, als ich erkrankte, gab mir sie zu trinken. Der göttliche Hippokrates! ruft Chilo aus. Die herrliche Gersten-Ptisane! sagt Kleobolus. Nach der Meinung des Chilo heilte Hippokrates, nach der Meinung des Kleobolus heilte die Gersten-Ptisane.

Lasset die Natur walten ruft Epiktet. Sie hat mir das Bein geheilt, welches mir Epaphroditus meiner Warnung ohngeachtet entzwei schlug.

Sagen Sie mir lieber Doktor, fragt ein Minister zu seinem Arzt, wie heißt der neue Doktor in England, der behaupten will, Wein, Opium, China, und Brandtwein heile viele Krankheiten? Brown, Euer Excellenz! — der Kerl ist ein Narr, erwiedert der Minister —

Noch weit mehr Euer Excellenz! er war ein Trunkenbold, ein Freymaurer, ein Jakobiner, ein Kantianer, ein Schuldenmacher, und starb sogar im Gefängnisse.

Perurinde heilt das Fieber, und Queckſilber heilt die Luſtſeuche ſagen viele Aerzte. Nein, ſagt einer, die Fieberrinde heilt das Fieber nicht, ſie unterdrückt es nur. Richtig, ſagt ein anderer, ich heile das Fieber und nicht die Fieberrinde: ich brauche dieſen Gärberloh nicht zur Heilung des Fiebers. — Wer will gegen mich beweiſen, fragt Bürger Alyon, Queckſilber heile die Luſtſeuche? Ich nenne ihm 100 Menſchen, die ich ohne Queckſilber von der Luſtſeuche geheilt habe.

Man erſieht aus dieſen Beiſpielen von Redensarten, daß das Wort heilen, Heilung in der ſächlichen Bedeutung immer nur bei Krankheiten, welche in der Form der Organiſation (in dem Zuſammenhange) begründet ſind, dann gebraucht wird, wann man andeuten will, daß die getrennte Organiſation ſich wieder dem Zuſtande der Integrität nähert, oder zur Integrität ſchon zurückgekehrt iſt. Die Wunde heilt, — iſt in der Heilung. Das Geſchwür wird, oder iſt heil. Um die kürzere oder längere Zeit, welche von dem Augenblicke der verletzten Integrität, bis zum Zeitpunkt der wieder hergeſtellten verſtreicht, ſamt der Menge und Heftigkeit der Erſcheinungen

in diesem Zeitabschnitte zu bezeichnen, bedient man sich der Beywörter leicht, oder schwer. Ein Stich mit einer Nadel in die Haut macht nur einen Augenblick einen leichten nicht sehr empfindbaren Schmerz, zeigt kaum einen Tropfen Blut, und in 24 Stunden findet man keine Spur der Trennung mehr. Nadelstiche heilen leicht. Dagegen der Biß von einer Katze in die Haut ist von anhaltenderen Schmerzen, von Bluten, Röthe, einer Anschwellung begleitet, eitert, und nach mehreren Tagen sieht man die Merkmahle der Trennung noch. Katzenbisse heilen schwer.

Man bedient sich im gemeinen Leben des Wortes heilen, in der thätigen Bedeutung, um ein mit einem unzweckmäßig bestellten thierischen Körper absichtlich eingeschlagenes, und von einem der Absicht gemäßen Erfolge begleitetes Verfahren zu bezeichnen. Wenn man dieses von einem der Absicht gemäßen Erfolge begleitetes Verfahren gleichsam, als eine freie Handlung betrachtet, welcher Vernunft zum Grunde liegt (Kunst): so bezeichnet man, (indem man sagt: der Arzt heile) einzig das Vernunftwesen, welches handelt (den Künstler). Der göttliche Hippokrates! rufte Chilo. Ich heile das Fieber, sagte der eine Arzt, nicht die Perurinde. Ich habe hundert Menschen ohne Queckſilber von der Luſtſeuche geheilt (befreyet), sagt Bürger Alyon.

Das Wort Heilung soll dann das Produkt einer von dem kranken thierischen Körper unterschiedenen vernünftigen Ursache andeuten, soll das Kunstwerk des Arztes bezeichnen. — Wenn aber bei einem dergleichen Verfahren die Handlung nicht einem Vernunftwesen zugedacht wird, sondern die mit dem kranken thierischen Körper in Wechselverhältniß stehenden Dinge, die man bei Gelegenheit der Erfahrung, oder durch Erfahrung als ersprießlich kennen lernte, allein in Betrachtung gezogen werden: so bezeichnet man (indem man sagt: ein Ding heile) die Influenz (das Ding) als das ersprießliche Thätige. Die herrliche Gersten-Ptisane, sagte Kleobolus. — Wein, Opium, China und Branntwein heile viele Krankheiten, läßt der Minister den neuen Doktor in England behaupten. Peruvinde heile das Fieber, und Queckſilber die Luſtſeuche, sagen die Aerzte selbst. Das riecht freilich nach dem teleologischen Prinzip des Okkasionalismus, und nach diesem Prinzip sind die Aerzte weiter nichts als ambulante Receptenbücher. Aber wie soll jemals der Begriff von heilen, als dem freien Handeln eines Vernunftwesens, und der Begriff von Heilung als einem Kunstwerke, unter den Layen geläufig werden, wenn viele Aerzte selbst an eine individuelle vorher bestimmte Harmonie zwischen den Substanzen der Aussenwelt und den einzelnen kranken Zuständen des thierischen Kör-

pers so fest glauben *), daß sie es nicht behl haben, es werde noch ein heller Inspirationsmoment kommen, in welchem sie, oder ihre Nachkommen für jede Krankheit, das nach den Gesetzen einer prästabilirten Harmonie angepaßte Mittel erkennen werden. Nach der Vorstellung solcher Aerzte und solcher Layen, ist sonach Heilung das Produkt einer mechanischen Fertigkeit, d. i. einer Geschicklichkeit, die gehörigen Instrumente zu gebrauchen, wozu Vernunft nicht erfordert wird. (Quæ medicamenta non sanant ferrum sanat.)

Manche Aerzte kennen eine heilende Natur (natura medicatrix) und manche Nichtärzte (wie Rousseau) die über die Natur so gut sie können philosophiren, spotten über die Aerzte, und über die Heilkunst, und wollen behaupten: die Natur heile. Die erstern sind Zuschauer der organischen Natur, die indessen in ihrem Streite mit der anorganischen Natur stehen oder fallen wird.

---

*) Ich könnte einen arzneyenkundigen Doktor nennen, der einen durch sieben Monathe fruchtlos behandelten Gichtkranken dadurch trösten wollte, daß er den Kranken versicherte, er (Doktor) habe noch nicht das Drittheil der Mittel angewandt, die er gegen die Gicht kenne. — Gott sey mir gnädig, sagte der Kranke, machte sich von diesem Doktor der Arzneyenkunde los, und nahm einen Doktor der Heilkunde.

Digitized by Google

(Wahre Achselträger) Fällt die organische Natur, so beugen sie sich vor der Macht der anorgischen. Tritt aber die organische Natur aus dem Streite mit der anorgischen friedlich hervor, so möchten sie allen beyden Naturen weis machen, wie einsichtsvoll ihr Rath, wie kräftig ihre That war. Sich selbst gestehen sie wohl heimlich hinten nach, daß die heilende Natur zu ihrem Vortheile wieder einen Meisterstreich gemacht habe. Wenn dann die Herrn über diese heilende Natur Rede stehen müssen, so erfährt man von ihnen genau, was sie nicht ist. Die Existenz einer heilenden Natur haben sie sonach immer nachzuweisen, nicht so die Existenz einer ernährenden Natur (natura nutrix). Was aber die Nichtärzte betrift, die wie ich Epiktet sagen liesse, und Rousseau sagt, auch nachsagen: die Natur heile, so ist in so lange mit diesen über dem Wort- und Sachbegriff heilen, nicht zu handeln, bis sie sich über ihre Vorstellung von der Natur erklärt haben, oder bis irgend ein anderer ihre Vorstellungen von derselben enträthselt hätte.

Aber was mag nun eigentlich curiren, Cur? und was eigentlich heilen, Heilung heissen?

Curiren (von curare) mag heissen: einen unzweckmäßig bestellten lebenden thierischen Körper pflegen, oder behandeln, in der Absicht, ihn zu heilen.

Digitized by Google

Cur (curatio) mag heissen die Pflege oder Behandlung eines unzweckmäßig bestellten belebten thierischen Körpers, wodurch Heilung beabsichtiget wird.

Heilen, (sanare, mederi) in der thätigen Bedeutung mag heissen: einen unzweckmäßig bestellten lebenden thierischen Körper mit einem der Absicht entsprechenden Erfolge pflegen oder behandeln.

Heilung (sanatio medela θεραπεια ιασις) mag heissen: die Pflege oder Behandlung eines unzweckmäßig bestellten lebenden thierischen Körpers, die der Absicht gemäß von Erfolg ist.

Curiren verhält sich sonach zu heilen, wie Mittel zum Zwecke, Cur ist Mittel, Heilung ist Zweck. Das Wort Curiren, Cur sagt von dem Erfolge des Verfahrens gar nichts aus. Das Wort heilen, Heilung enthält den Erfolg. Wer curirt, zielt auf heilen ab. Wer heilt, hat das Ziel erreicht. Es versteht sich nun von selbst, daß nicht jeder heilt, der curirt, und daß nicht jede Cur eine Heilung sey.

Dem heilen liegt als beständiges Merkmahl ein Phänomen zum Grunde, aus welchem wir, (dieses Phänomen mag sich nun in den Thätigkeiten eines thierischen Körpers, oder in dem Gefühle des Kranken, oder Leidenden, oder in der verletzten Form der Organisation äussern) jedesmahl

auf eine in dem unzweckmäßig bestellten lebenden thierischen Körper vorgegangenen vortheilhaften Veränderung schliessen, zufolge welcher der Körper wieder dem Ideal der Zweckmäßigkeit (der Gesundheit oder dem ursprünglichen Typus der Form) sich je mehr und mehr annähert. Wir bezeichnen dieses Phänomen mit dem Worte genesen, (convalere) bey allen sogenannten inneren (allgemeinen) Krankheiten, und mit dem Ausdrucke heil werden, (integrascere) bey allen Zweckwidrigkeiten der Form der Organisation, (verfehrter Integrität), obwohl man sich des ersteren Wortes nicht unschicklich auch in dem letzteren Falle vermittelst des Zusatzes der Krankheit, der Organisation bedienen könnte. Denn wenn ich sagen kann, er genesetj oder ist genesen von einem Fieber: warum sollte ich nicht sagen dürfen, er genesetj von einer Wunde, oder ist von einem Beinbruche genesen? auch ist es ja lange schon üblich zu sagen: von einem Kinde (oder eines Kindes) genesen. Cicero sagt: *ex morbo convalere, ex vulnere recreari.* Genesung (convalescentia) hiesse sonach die auf eine in einem unzweckmäßig bestellten lebenden thierischen Körper vorgegangene Veränderung erfolgende Annäherung zu dem Ziele der Zweckmäßigkeit, Gesundheit, oder Vollkommenheit der Form des Körpers. Genesen Genesung wäre sonach das Kriterium des heilen, der Heilung; aber keineswegs ein Kriterium des Curiren Cur. Curiren würde also nur die Mög-

lichkeit (auch die Unmöglichkeit) des Genesens von einer Seite bedingen: Cur wäre sonach nur vorerst eine äussere Bedingung der Möglichkeit (aber auch der Unmöglichkeit) der Genesung. Dagegen würde heilen die Wirklichkeit des Genesens absolut bedingen, Heilung wäre sonach die absolute Bedingung der Wirklichkeit der Genesung.

Da nun aber der Form und der Zeit nach, curiren und heilen neben und mit einander laufen, indem die Handlung des curiren weder der Zeit noch dem Aeussern nach sich von der Handlung des heilen unterscheidet: da mithin genesen Genesung das einzige Kriterium des heilen (der Heilung) wäre; so fragt sich: ob das genesen, welches während dem curiren sich einstellt, ein entscheidender Beweis für heilen sey? oder mit andern Worten, ob jede Genesung während einer Cur ein sicherer Beweis der Heilung (als eines Kunstwerkes des Arztes) sey? die Antwort fällt unbedingt bejahend aus, wenn man von dem Nahmenbegriffe heilen ausgeht. Heilen heißt einen Kranken mit Erfolg pflegen oder behandeln. Der Erfolg zeigt sich durch genesen: Folglich wer immer einen Kranken oder Leidenden je curirt hat, oder noch curiren wird, der genesen ist, oder genesen wird, der hat geheilt, oder wird heilen. Wohlan denn, ihr Aerzte aller Nationen, aller Zeiten, Schulen und Sekten! wohlgemuth ihr Quack-

salber und Arkanisten, wo und wann ihr waret und seyet! habt Dank ihr Weiber, Schergen, Hirten und Roßärzte! ihr alle habt curirt, und werdet curiren, und manche die ihr curirt habt, sind genesen, und manche die ihr curiren werdet, werden genesen: mithin habt ihr allesammt geheilt; mithin werdet ihr allesammt noch immer heilen. Aber wird die Kritik, diese rastlose Feindinn aller Selbstgenügsamkeit in Sachen des vermeinten Wissens, euch und euer Publikum in dem Besitze, des für euch und sogar für den Troß der Quacksalber so einträglichen Kunstwahns für immer ruhig lassen? Wie! wenn eben dadurch, daß sich die Akte des curiren und heilen dem Aeusseren und selbst der Zeit nach einander so ähnlich sind, der Anlaß zu einer groben Täuschung gegeben wäre? Wie! wenn das, was ihr und eine halbe Welt mit euch, heilen heissen möget, doch nicht heilen wäre? Wie! wenn das Hervortreten des Phänomens Genesung, welches ihr als das Kriterium der Heilung (als eines Werkes eurer Kunst) annehmt, doch kein zureichend gültiger Beweis eures Kunstwerks wäre? Wie! wenn ihr nur selten und manche von euch gar nie zu sagen berechtiget wäret: diesen oder jenen haben wir geheilt; wenn ihr in der That nur zu sagen berechtiget wäret: diesen oder jenen haben wir curirt, und dieser oder jener ist genesen, oder nicht ganz

genesen, oder gestorben? Hr. Eberhard meint, die Verwechslung des Wortes curiren mit heilen, rühre ursprünglich von der Bescheidenheit glücklicher Aerzte her, das Wort curiren, Cur anstatt heilen Heilung sey Anfangs ein Euphemismus der Bescheidenheit glücklicher Aerzte gewesen, und so habe das Wort curiren, allmählig das Wort heilen von dem Gemeinplatze verdrängt. Nach dieser Ansicht wäre die Harwey'sche Satyre auf die Aerzte (ars *curandi* morbos expectatione) wenigstens dem Titel nach ein Euphemismus der Bescheidenheit, und die Stahl'sche Vertheidigung der Aerzte, (ars *sanandi* cum expectatione) wäre in eben der Hinsicht ein Kakophemismus der Unbescheidenheit? den Wohlklang der Bescheidenheit hätten vor sich J. P. Frank's Werke, de cognoscendis & *curandis* hominum morbis, den Uebelklang einer Unbescheidenheit, M. Stoll's Werke: *ratio medendi*. — Aber könnte sich das alles nicht auch anders verhalten? Sollten nicht manche Aerzte vor mir geahnet haben, daß genesen eben kein ausschliessend gültiges Kriterium des heilen als Kunstwerkes seye? Gewiß wußten sie freilich, daß sie curirt hatten, und das Genesung erfolgt war. Aber gewiß wußten sie doch alle nicht, daß sie geheilt hatten. Das Wort curiren anstatt heilen, könnte also wohl auch ein Euphemismus der Klugheit glücklicher Aerzte gewesen seyn, hinter dem sie ihr Nichtwissen geschickt

verſteckten, ruhig geſchehen ließen, daß ihr Publikum ſich ſelbſt täuſche, ohne daß es von ihnen getäuſcht wurde. Sie ſelbſt konnten ſprechen von glücklichen Curen: das Publikum ſprach von ſchönen Curen, von auſſerordentlichen Curen, von unerhörten Curen, von Wunder-Curen, und dachte ſich unter dem Worte Cur, eine Heilung als Kunſtwerk des Arztes, ſo oft nach einer Cur Geneſung erfolgte. Das ließen ſie geſchehen. Aber ihr meine Amtsbrüder, die ihr nicht immer Gaſſe auf Gaſſe ab curiren fahret, dann zu Gelagen gehet, und dann zum Whiſt-Tiſch; die ihr glaubt, daß es eure Pflicht ſey, wenn ihr auch ſelbſt eure Kunſt nicht vorrücket, daß ihr doch mit derſelben vorrücket, ihr ſolltet die vortheilhafte Seite der erwähnten Täuſchung nicht allein in Anſchlag bringen, ſondern auch das nachtheilige eben dieſer Täuſchung berechnen. Ich fürchte, es dürfte ſich zeigen, daß aus der Quelle dieſes Irrthums, mehr Unannehmlichkeiten, als Annehmlichkeiten eures Standes fließen. Ich will euch nur eine von Ferne zeigen. Iſt Geneſung ein gültiger Beweiß für Heilung, ſo iſt der Tod ein gültiger Beweiß für Nichtheilung. Laßt ihr länger geſchehen, daß jede durch Geneſung vermeintlich erprobte Heilung für euer Kunſt-Produkt gehalten wird, ſo müßt ihr ruhig ertragen, daß auch jede Nichtheilung euch aufgerechnet werde. Sehet! ich ſtelle mich mit hunderten von euch zu einer Armee in die Feldſpitäler. Wir zu

riren jeder, wie er's versteht, in einem halben Jahr 30000 Menschen. Die Zahl der Todten zu den Genesenen wird sich vielleicht verhalten wie 1.: 13. Ein anderes halbes Jahr gehen wir allesammt zu einer andern Armee, und curiren wieder wie wir's verstehen, 30000 andere Menschen. Die Zahl der Todten zu den Genesenen wird sich vielleicht verhalten, wie 1: 4 oder wie 1: 3. — Gebt acht! kaum wird unserer Kunst mit Ehre erwähnt werden, da, wo einer von dreyzehn gestorben ist. Aber da, wo einer von vieren, oder dreyen stirbt, da tragen wir allein die Schuld. Weiß die Regierung vollends, daß die Aerzte in Meinungen getheilt sind, und hat eine Sekte im Olymp ihren Beschützer; dann wehe den andern! Arme Menschheit! so muß denn Unwissenheit dein ewiger und unversöhnlicher Feind bleiben!

Ich habe mich bemüht, in diesem Aufsatze die Wortbegriffe curiren und heilen zu bestimmen: Ob es mir gelungen ist, diesen Wörtern eine bestimmtere Verständlichkeit für den gemeinen Sprachgebrauch gegeben zu haben: werden Kenner entscheiden. Aber es ist eingetroffen, wie Protarchus seinem kranken Freunde Lysander vorsagte. Lysander genaß, und fühlte, was heilen heißt, deswegen glaubte er es zu wissen. Aber Protarchus weiß zur Stunde so wenig, ob er seinen Lysan-

der geheilt habe, als Lysander weiß, was heilen sey. Der Sachbegriff von heilen ist noch festzusetzen.

Was ist heilen? Das müssen doch wohl die Aerzte wissen. So sehet denn nach ihren Werken. Ich will desgleichen thun. Wer den Fund früher macht, gebe die Kunde zuerst.

Digitized by Google

Von dem

Einfluſſe der Wärme und Kälte

auf

Erhaltung der Geſundheit

und

Heilung der Krankheiten.

Von

Doktor Werner

N. Oe. Landſchafts-Protomedicus, und praktiſchem Arzte in Wien.

Kälte ſtärkt, Wärme ſchwächt: iſt unter dem gröſſern Theil der Aerzte beinahe zum Axiom geworden. Die meiſten Nichtärzte ſtimmen dieſem Urtheile bey, und rufen mit einer Stimme: Kälte ſtärkt, Wärme ſchwächt.

Ob und in wie ferne dieſer Satz gültig ſey, muß hier vorläufig erörtert werden, mit der Berichtigung deſſelben wird es ſich von ſelbſt ergeben, welchen Einfluß Wärme und Kälte auf Erhaltung der Geſundheit und Heilung der Krankheiten haben können.

Digitized by Google

Wer unter den Aerzten der erste war, der die paradoxe Behauptung wagte: Kälte stärke und Wärme schwäche, ist unbekannt, so viel ist indessen gewiß, daß Philosophen und Theosophen, Chemiker und Adepten, Geschichtschreiber und Dichter über diesen Gegenstand von jeher ganz anders dachten. Wärme hieß ihnen die Quelle des Lebens, Feuer, als der Wärme Quell, war die allbelebende Kraft der Natur, das Emblem ihrer ewig fortdauernden Thätigkeit. Kälte war der Tod der belebten Schöpfung. Keiner träumte davon, daß Wärme, die so wesentlich zur Entstehung des Lebens, zu dessen Wachsthum und Gedeihen beiträgt, den lebenden Organismus schwächen, daß Kälte die Entziehung der Wärme ihm Kraft und Stärke geben solle. —

Um uns von der Richtigkeit der stärkenden Kraft der Kälte, und der schwächenden Eigenschaft der Wärme gehörig zu überzeugen, dürfen wir nur einen aufmerksamen Blick auf Pflanzen und Thiere in den verschiedenen Himmelsgegenden werfen. Wie prachtvoll ist die Vegetation in dem warmen Süden, verglichen mit jener der nördlichen Länder? — Wie farbig und wohlduftend sind dort die Blumen? wie gewürzhaft die Kräuter? wie schmackhaft die Obstfrüchte? Unter einem ewig heitern Himmel sprossen dort Rosenlauben und Pommeranzenhaine von selbst empor, und machen die lieblichen Schilderreyen zur Wirklichkeit, die uns Ariost und

Tasso von den Zaubergärten Alcinens und Armidens aufgestellt haben.

Aber auch in Rücksicht auf Geistesfähigkeiten, auf persönliche Tapferkeit und körperliche Stärke, ist der günstige Einfluß warmer Himmelsgegenden unverkennbar. Die glücklichen Fluren des warmen Asiens und späterhin der schöne Boden Italiens waren lange schon die Wiege des Genies, die Pflanzschule der Künste und Wissenschaften, bevor noch die nördlichen Völker einen richtigen Begriff von Kultur und Geistesbildung hatten. Die Bewohner der südlichen Himmelsgegenden waren die Ueberwinder des halben Erdenkreises. —

Unter den Thieren haben die stärksten die kühnsten und die größten, der Löwe, der Tyger und der Koloß des Thiergeschlechts, der Elephant das warme Asien und Afrika zur Heimath, während in den nördlichen Wäldern träge Bären und Wölfe dem ewigen Winterfrost entgegen heulen.

Wenn wir ferners die medizinischen Erfahrungen aller Zeiten zu Rathe ziehen, so finden wir, daß bejahrte und schwächliche Personen, Nervenkranke, Hypochondristen, jene, die mit Brustbeschwerden, oder mit Rheumatalgien (der Gicht) behaftet sind, bei Annäherung der Winterkälte eine beträchtliche Verschlimmerung ihrer Zufälle verspühren, und insgesamt voll Sehnsucht auf den kommenden Frühling harren, dessen belebende Wärme

oft mehr als alle Arzneyen im Stande ist, ihre Leiden zu lindern.

Man wende hier nicht ein, Wärme und Kälte seyen blos relative Ideen, Kälte seye weiter nichts, als ein geringerer Grad von Wärme, und eben dieser Grad von Wärme, der für ein Individuum gehörig reizend (stärkend) wirkt, wirke zu wenig reizend (schwächend) für das andere, man könne daher Kälte und Wärme weder stärkend, noch schwächend heissen.

Wärme hat allerdings mit allen übrigen Reizen, ohne deren Einwirkung auf den Organismus kein Leben bestehen kann, diese Eigenschaft gemein, daß sie in unzählbare Grade theilbar ist, und daß jeder Grad derselben nach der Verschiedenheit der vorhandenen Erregbarkeit (Reizempfänglichkeit) des Körpers auf ihn verschieden, obgleich immer reizend wirkt. In dieser Hinsicht mögen freilich Wärme und Kälte gleich allen übrigen Reizen relative Ideen seyn! — Wenn wir aber zur Begründung wesentlicher Hauptsätze der heilkundigen Lehre den mässigen Grad irgend eines Reizes, wodurch bei der Gesammtheit der thierisch organischen Körper, ohne Rücksicht auf einzelne Individuen, die Erregung gehörig erhöht wird, stärkend, und den geringen Grad desselben Reizes, wodurch die Erregung herab gestimmt wird, schwächend nennen, so kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Kälte schwächend, und Wärme stärkend heissen muß, ob-

Digitized by Google

gleich beide nur dem Grade nach verschieden sind, — eben so gewiß, als Niemand zweifeln wird, eine kärgliche Pflanzenkost mit Wassertrank, die Dunkelheit eines Kerkers, die Niedergeschlagenheit des Geistes schwächend zu nennen, ob sie gleich verglichen mit kräftiger Fleischnahrung und erquickendem Weine, mit der Sonnenhelle im Freien und in prachtvollen Zimmern, mit Heiterkeit und Fröhlichkeit des Geistes als geringere Reize betrachtet werden müssen, die bei manchem Individuum das Leben sogar auf mehrere Jahre zu erhalten im Stande sind.

Den Gesetzen der flüssigen Körper gemäß, hat der Wärmestoff ein stätes Bestreben, sich mit allen ihn umgebenden Körpern in das Gleichgewicht zu setzen. Je kälter daher, und zugleich je feuchter die uns umgebende Atmosphäre ist, desto mehr wird uns von dem Wärmestoffe entzogen, der durch das Leben selbst in dem Blute erzeugt, und sodann dem ganzen Körper unter dem Namen thierischer Wärme mitgetheilt wird. Diese Erzeugung des Wärmestoffs in dem Blute scheint abermals von der Energie des Lebens abzuhangen, so wie die Lebensenergie wechselweise durch den Wärmestoff in dem Blute erhöht und unterhalten wird. Es wird daher einleuchtend, daß alle jene, deren Lebensenergie schwach ist, Kinder und Greise, zärtliche Mädchen und Jünglinge, Hypochondristen und hysterische Weiber; jene, die durch zu häufigen Genuß der Liebe, durch

Uebermaß berauschender Getränke, durch nächtliche Schwelgereyen, durch anhaltende Anstrengung des Geistes, durch geheimen Gram und Kummer, oder durch andere heftige Leidenschaften, so wie durch zu sparsame Nahrung ihre Lebensenergie geschwächt haben, sich durch längere Zeit in einer kalten Atmosphäre ohne Nachtheil für ihre Gesundheit nicht aufhalten können. Bei allen diesen Subjekten steht die Erzeugung des Wärmestoffs mit dessen Verbreitung in die kältere Atmosphäre nicht in dem gehörigen Verhältnisse, sie erdulden alle, ohne hinlänglichen Ersatz, den Verlust eines zum Leben unentbehrlichen Reizes, der thierischen Wärme, und werden dadurch unzähligen Krankheiten von Schwäche blosgestellt, wovon der höchste Grad, der Tod durch Kälte seyn würde.

Trotz der Richtigkeit dieser vielfältig erprobten Beobachtungen herrschen noch immerhin über diesen Gegenstand die schädlichsten Vorurtheile, deren wir einige hier in Kürze rügen wollen; wie das kalte Verhalten der Kinder, und den häufigen Gebrauch der kalten Bäder, besonders der sogenannten Sturzbäder.

Was das kalte Verhalten der Kinder betrift, so ist es vorzüglich unter der wohlhabenden Klasse allgemein eingeführt worden, die Kinder sogleich die erste Zeit ihres Lebens der Kälte auszusetzen, um sie, wie man irrig dafür hält, dadurch zu stärken und abzuhärten. Zu diesem Zwe-

ke werden kaum einjährige Kinder mit bloßem Haupte, Hals und Nacken und mit entblößter Brust oft sogar in der strengsten Winterkälte bei Regen und Schneegestöber in die freie Luft geführt, diese zarten aufkeimenden Menschenpflanzen, die vielmehr der wohlthätigen Wärme bedürften, um zu reifen und zu gedeihen. Auch der Erfolg lehrt es meistens, wie eitel die gemachten Hofnungen waren. Die Kinder statt durch diese Methode gestärkt zu werden, bekommen im Gegentheile ein blasses kränkliches Aussehen, schrumpfen am Körper wie am Geiste ein, oder werden zu einem so hohen Grade von Erregbarkeit (Reizbarkeit) gebracht, daß der geringste, ungewohnte Reiz schon hinreichend ist, ihre Lebensfunkzion krankhaft zu erhöhen, katarrhalische Beschwerden und gefährliche Entzündungen vorzüglich der Lungen zu erzeugen.

Mit dem Gebrauche der kalten Bäder hat es ein gleiches Bewandniß. Wie! so viele die sich durch Ausschweifungen aller Art geschwächt haben, nehmen noch immer theils aus eigenem Antriebe, theils auf ärztliche Verordnung zu diesem trüglichen Mittel ihre Zuflucht? Vor ungefähr 15 Jahren war es hier in Wien bei Gesunden und Kranken, bei robusten Männern und bei den zärtlichsten Damen eine herrschende Wuth, sich Hals über Kopf in das kalte Bad zu stürzen. Die Nachtheile, die daraus entspringen, sind nicht leicht zu berechnen. Die Entziehung der thierischen Wärme geht in dem kalten

Bade so wie in einer kalten und zugleich feuchten Atmosphäre desto rascher vor sich, als das Wasser ein starker Ableiter der Wärme ist. Die Meisten, welche an Kräften erschöpft, auf diese Weise sich Kräfte zu sammeln wähnen, würden sich bald, wenn sie die nöthige Aufmerksamkeit anwenden wollten, des Gegentheils überzeugen. — Ich hatte mehrere Kranke zu besorgen, welche sich einzig durch den Gebrauch kalter Bäder bei asthenischer Oportunität (Anlage zu Krankheiten von Schwäche) die heftigsten Rheumatalagien (Gichtschmerzen) zugezogen hatten, die sie Monate lang unaufhörlich folterten, und die nur durch den lange fortgesetzten Gebrauch stärkender und reizender Mittel gehoben werden konnten. Die krampfhafte qualvolle Erschütterung mit Schaudern und Zähnklappern verbunden, die durch das plötzliche Hineinstürzen in das kalte Wasser bei dem Gebrauche des Sturzbades über den ganzen Organismus verbreitet wird, hat nicht selten, besonders bei schwächlichen Subjekten unheilbare Nervenzufälle hervorgebracht. Aus demselben Grunde werden die äusseren kleinen Gefässe gleichsam gelähmt, und nehmen weniger Blut auf, dieses sammelt sich nun in den innern grössern Gefässen, und veranlaßt in denselben widernatürliche Ausdehnungen, wodurch oft bei der geringsten organischen Disposition tödtliche Polypen und Anevrismen des Herzens entstehen, wie ich es selbst durch mehrere traurige Beispiele erfahren habe.

Digitized by Google

Die Heilungen der Krankheiten von Schwäche, welche die Lobredner der kalten Bäder durch den Gebrauch derselben bewirkt zu haben vorgeben, gehören offenbar, wir behaupten es ohne Anstand, zu den Täuschungen. Wenn hier und da ein ausgemergelter Onanist, ein Mädchen, das durch die Nymphomanie ihre Jugendblüthe verlohren hat, eine hysterische Dame sich nach dem Gebrauche des kalten Bades besser zu befinden scheinen, oder sich wirklich besser befinden, so kömmt sogleich diese Besserung auf Rechnung des kalten Bades zu stehen. Man nimmt sich wohl in Acht der stärkenden, reizenden, nährenden Mittel zu erwähnen, die immer in diesen Fällen zugleich verordnet werden, und die um desto nachdrücklicher wirken, je erregbarer ein ohnehin geschwächter Körper durch den Gebrauch der kalten Bäder geworden ist. Man verschweigt bedächtlich die Fälle, in welchen durch dieses zweckwidrige gefährliche Mittel die Erregbarkeit auf einen solchen Grad erhöht wurde, daß die zugleich angewendeten Mittel statt Nutzen Schaden stiften mußten, und die Patienten ein Opfer dieser unsinnigen Behandlung starben.

Daß die Engländer ihre Kinder halb entblößt in der kalten feuchten Luft herum führen, daß die Serbäder und die Sturzbäder bey diesen Insulanern im Schwunge sind, kann ebenfalls keineswegs beweisen, daß die kalte feuchte Luft und kalte Bäder zu den stärkenden Mitteln gehören. Noch weniger

läßt sich dadurch das kalte Verhalten unserer Jugend rechtfertigen. Die Art der physischen Erziehung, die der Britte seinen Kindern giebt, ist bey weiten noch kein unveränderlicher Maßstab für uns, wenn nicht zugleich gültige Vernunftgründe auftretten, die uns bestimmen ein Gleiches zu thun. Warum wollen wir denn immer, selbst wo es unsere Gesundheit gilt, nur die Nachäffer fremder Nationen bleiben? Die Brittische Jugend, die bey Zeiten an kräftige Fleischkost und geistige Getränke gewohnt wird, auch meistens einen derben festen Körperbau hat, kann dem ungünstigen Eindrucke der Kälte leicht Trotz biethen, aber nicht so unsere vornehmen schwächlichen Kinder, die mit Pflanzenkost und Wassertrank sparsam genährt, jeden Tropfen eines geistigen Getränkes, wie das schädlichste Gift vermeiden müssen. Diese werden im Ganzen genommen von der kalten Behandlung die wesentlichsten Nachtheile zu erwarten haben.

Diese Betrachtungen können überhaupt von allen nördlichen Völkern gelten. Man spricht unaufhörlich nur von ihrer Stärke, um dadurch wie man wähnt, die stärkende Kraft der Kälte zu erweisen, aber man erwägt nicht, daß diese angebliche Stärke wohl nicht der Kälte, sondern vielmehr andern günstigen Umständen zuzuschreiben ist, wozu wir vorzüglich einen angebohrnen dauerhaften Organismus nebst dem Gebrauche geistiger reizender Getränke rechnen dürfen. Die Kälte selbst ist den Bewohnern

des kalten Nordens eben so lästig, als sie es uns ist. Jeder Einzelne von ihnen strebt, so viel er es vermag, sich dagegen zu schützen, und die Anstalten, welche überhaupt in den kalten Ländern getroffen werden, die Kälte abzuwenden, sind eben so wie die Anstalten in den südlichen Ländern, um die lästige Hitze zu entfernen so vortreflich, daß bereits Montesquieu gesagt hat, er wünschte den Winter in Moskau und den Sommer in Neapel zuzubringen.

Daß die Kälte die Fasern zusammenziehe, sie dichter mache, und auf diese Art den Körper stärke, ist eine höchst fehlerhafte und irrige Angabe. Die Kälte kann allerdings, in so ferne sie dem thierischen Körper den Wärmestoff entzieht, den Umfang desselben in Etwas vermindern, doch das heißt in der That nicht die Fasern dichter machen, noch weniger sie stärken. Mit der Lebenswärme entweicht zugleich die sogenannte Lebensvölle Turgor vitalis, daher das leichenblasse eingefallene Aussehen der plötzlich Erschrockenen, der Ohnmächtigen der Sterbenden: aber wer könnte hier an eine Dichtmachung und Stärkung der lebenden Faser denken, ohne sich selbst lächerlich zu machen?

Diese Erklärung führt uns zugleich auf den Gebrauch des Eises und des kalten Wassers bey heftigen Blutflüssen. Von der äussern Anwendung dieser Mittel wollte man, vorzüglich bei Mutterblutflüssen, die treflichsten Wirkungen beobachtet haben

und glaubte dieses als einen Beweis für die stärkende Kraft der Kälte anführen zu können, indessen scheint hier vielmehr ein ähnlicher Fall, wie bei dem kalten Bade einzutreten. Durch die Kälte werden die äussern Gefässe, die den Blutfluß unterhalten, in einen so hohen Grad von Atonie versetzt, daß sie endlich kein Blut mehr aufzunehmen im Stande sind, und dadurch wird dem Blutfluß ein Ende gemacht. Ein Gleiches geschieht bei plötzlicher Ohnmacht, die oft am schnellsten die Blutflüsse aller Art stillt. Aber eine dauerhafte vollständige Kur der Blutflüsse wird auf diese Weise eben so wenig, als durch die kalten Bäder, oder durch irgend andere schwächende Mittel erzweckt. Nur die reitzende stärkende Methode allein kann diese Krankheiten, wenn kein örtliches Uebel zum Grunde liegt, sicher und dauerhaft heilen.

Noch eines Umstandes müssen wir erwähnen, den Einige ebenfalls als einen Beweis der stärkenden Kraft der Kälte anführen wollen. In den gefährlichsten Typhis aus direkter Schwäche der Lebensfunkzion äussern oft die Kranken die größte Sehnsucht nach Kälte, und fühlen auch wirklich in einer kältern Luft Erquickung und Linderung ihrer Zufälle. — Ich habe selbst mehrere ähnliche Kranke gesehen, die in den strengsten Wintermonaten auch nicht ein mässig geheitztes Zimmer vertrugen, die Luft um sie herum mußte so kalt seyn, daß ihre Freunde und Krankenwärter sich sehr unbehaglich in dieser Tem-

peratur befanden; ja in der Periode der Verschlimmerung, wo diese Kranken vor unausstehlicher Hitze, die besonders den Kopf einnahm, beynahe zu verglühen glaubten, war ihnen nichts erwünschter als das wiederhohlte Auflegen des Eises auf die Stirne. So gewiß auch diese Fakta sind, so leicht können sie aus razionellen Grundsätzen erklärt werden, ohne zu dem Paradoxon einer stärkenden Kraft der Kälte unsere Zuflucht zu nehmen. Wenn wir der Vernunft gemäß die Kälte als einen geringern Grad der Wärme, folglich als einen geringeren Reiz betrachten, und zugleich erwägen, daß die Unverträglichkeit für Reize in eben dem Maße wächst, als der Grad der direkten Asthenie zunimmt, so wird es einleuchtend, warum diese Kranke sich nach Kälte sehnen, und unduldsam für den Reiz selbst der geringsten Zimmerwärme sind. In diesem gefährlichen Zustande einer direkten Asthenie sind die Kranken nicht nur für die Wärme, sondern auch für den Reiz des Lichtes und des Schalls höchst empfindlich, das schwächste Licht, das durch Vorhänge und Schirme gemäßigt wird, wirkt auf ihr Seborgan, wie die stärkste Sonnenhelle, und das schwächste kaum hörbare Geräusch einer Stecknadel, die zu Boden fällt, ist für ihr Ohr ein beleidigendes Getöse. Sie sehnen sich nach Dunkelheit und Stille, so wie sie sich nach Kälte sehnen.

Bei dem erst erwähnten Auflegen des Eises auf die Stirne muß noch überdieß, um die günstige Wirkung desselben zu erklären, das lindernde Ge-

fühl in Betrachtung kommen, das nothwendig dann entsteht, wenn der Wärmestoff, der wegen Unthätigkeit der Ausdünstungsgefässe, unter dem Oberhäutchen gesammelt und zurückgehalten wird, und das Gefühl dieser brennenden Hitze verursacht, durch die Auflegung des Eises, den chemischen Gesetzen gemäß, entfernt wird.

Wenn die Gründe, welche man für die stärkende Kraft der Kälte gewöhnlich anführt, unstatthaft und abgeschmackt sind, wie wir so eben gesehen haben, so sind es jene nicht minder, deren man sich bedient, um die schwächende Kraft der Wärme zu erweisen. Die Bewohner der warmen Länder, heißt es allgemein, sind schwach und weichlich, folglich schwächt die Wärme. Wie irrig und schwankend der Vordersatz ist, haben wir bereits in dem Anfange dieser Abhandlung gezeigt, und noch immer lehrt uns die Erfahrung durch die blutigsten Kriege, die Unrichtigkeit desselben. Aber gesetzt auch, die südlichen Völker wären wirklich weichlich und schwach, so läßt sich ihre Weichlichkeit und Schwäche eben so wenig der Wärme zuschreiben, als die Stärke der nördlichen Völker von der Kälte hergeleitet werden kann. Eine milde Wärme stimmt zwar allerdings Geist und Herz zu süssen Gefühlen, macht uns empfänglicher für das Schöne in der Natur, und aufgelegter zu jedem Genuße des Lebens — aber das allein würde uns weder schwach noch weichlich machen, ob es gleich beyträgt, die Sitten

zu verfeinern, den Geschmack zu bilden, den Genuß zu veredeln, nur der überhand nehmende Luxus, der freylich bei einem höheren Grade von Kultur unvermeidlich ist, und der Mißbrauch des Genusses zieht Weichlichkeit und Schwäche nach sich, doch dieser Fall findet in allen grossen Hauptstädten Statt, sie mögen in Süden oder in dem kalten Norden liegen, es wäre ungereimt aus ähnlichen Gründen allein, die Wärme schwächend, und die Bewohner der südlichen Länder überhaupt schwach und weichlich zu nennen.

Weil ein Stück Riemen in warmen Wasser länger wird, so wollte man daraus folgern, daß das warme Bad die Fasern erschlaffe und den Körper schwäche. Nicht zu erwähnen, daß diese Verlängerung des Riemens eben sowohl in dem kalten Wasser gelingt, und folglich nicht von der Wärme, sondern von dem Wasser ganz allein herrührt, so ist es in der That lächerlich, die lebende organische Faser mit einem Stück Riemen vergleichen zu wollen, indem der lebende Organismus ganz anderen Gesetzen, als der todte unorganische Körper gehorcht. Daß übrigens warme Bäder nicht zu den schwächenden, sondern in der That zu den reizenden und stärkenden Mitteln gezählt werden müssen, zeigt der vortrefliche Nutzen, den sie oft ohne Beihilfe anderer Arzneyen in unzähligen Krankheiten von Schwäche (Asthenien) geleistet haben, und noch täglich leisten. Hippokrates war schon von der

schwächenden Eigenschaft der Kälte und der reitzenden Kraft der Wärme vollkommen überzeugt, in dem Buche seiner vortreflichen Lehrsprüche äussert er sich sehr bestimmt mit folgenden Worten darüber. „Das kalte Wasser verursacht Zuckungen, den Te„tanus, eine schwarzblaue Farbe mit Starren. „Die Kälte ist für die Lungen, die Zähne, die „Nerven, das Gehirn und das Rückenmark schäd„lich, die Wärme hingegen nützlich.*)

Wenn wir aber hier behaupten, daß die Wärme reizend und stärkend auf den lebenden Organismus wirkt, so müssen wir, um Verirrungen vorzukommen, zugleich erinnern, daß der höhere Grad der Wärme, welchen wir Hitze nennen, so wie der höhere Grad irgend eines andern Reizes die Erregung übermässig erhöhen, und endlich jenen Schwächezustand herbeiführen kann, welchen Brown indirekte Schwäche nennt, um sie von der direkten Schwäche zu unterscheiden, die aus Mangel nöthiger Reize entspringt. In allen den Fällen einer durch Hitze übermässig erhöhten Erregung wird die Anwendung der Kälte sehr nützlich seyn, in so ferne dadurch die Erregung bis auf den gehörigen Mittelstand der Gesundheit vermindert, und dem Uebergange in indirekte Schwäche vor-

*) Hippokrates Lehrsprüche 5. Abschnitt, Aphor. 17—18. Grimms Uebersetz. 1. B. S. 268.

gebeugt wird, so wie es zu ähnlichem Zwecke nützlich ist, einen feurigen Wein manchmal mit Wasser zu verwechseln. Zugleich muß auch hier das angenehme Gefühl in Betrachtung kommen, welches die Kälte unter solchen Umständen erzeugt, und das immer an und für sich genommen, als eine reizende Potenz auf den Organismus wirkt. Hier ist allerdings der Ort für kalte Bäder, kühle Luft, kühle Getränke, und die Dichter haben volles Recht, wenn der Sirius wütbet, den krystallnen Quell, den säuselnden Zephyr, und den kühlen Schatten der Bäume anzupreisen.

Der Einfluß den der plötzliche Wechsel von Hitze und Kälte auf unsere Körper hat, verdient ebenfalls ein besonderes Augenmerk. Für die Gesundheit ist dieser plötzliche Wechsel größtentheils höchst schädlich, er mag nun in einer schnellen ungünstigen Veränderung der Jahrszeiten, und der Witterung, oder darin bestehen, daß wir uns, wie es leider so oft geschieht, aus einer drückenden Zimmerhitze plötzlich in die freye Luft bei strenger Winterkälte begeben, oder wieder von der strengsten Winterkälte im Freyen in heisse vollgedrängte Zimmer gehen, oder durch geistige Getränke, durch Lärmen, Tanz, Musik, Laufen, Ringen und Gymnastik erhitzt, uns der kalten Luft aussetzen, und kalte Getränke gierig trinken; alle diese Fälle werden oft sehr gefährliche, ja selbst tödtliche Krankheiten nach sich ziehen. Unser Organismus, ob er

sich gleich stufenweise bald an schwächere, bald an stärkere Reize, ohne irgend einen Nachtheil für seine Gesundheit, gewöhnen läßt, kann doch keineswegs eine plötzliche Vermehrung oder Verminderung der ihm gewohnten Reize unbeschadet erdulden. Es wird dadurch immer eine Disproporzion zwischen der Gewalt des Inzitaments und dem Grade der vorhandenen Erregbarkeit entstehen, und in dem ersten Falle werden Krankheiten von vermehrter Erregung, in dem zweiten Falle von verminderter Erregung die Folge seyn.

Wie gefährlich der Einfluß der jähen Abwechslungen der Jahrszeiten und der Witterung, so wie überhaupt der jähe Wechsel der Hitze und Kälte für die Gesundheit ist, hat bereits Hippokrates in seinen Lehrsprüchen folgendermassen erinnert. „Die „Veränderung der Jahrszeiten erzeugen vorzüglich „Krankheiten, aber auch weiter noch in den Jahrs„zeiten, grosse Abwechslungen von Kälte und Hitze“ und in einem andern Orte sagt er: „Es ist über„haupt gefährlich, den Körper unmässig und plötz„lich zu erwärmen oder zu erkälten.„ *) Auch lehren es die richtigsten Beobachtungen, daß in jenen mildern Himmelsgegenden, wo die Jahrszeiten einen bestimmtern Gang halten, wo der Uebergang von der Kälte zu der Wärme und wieder wechselweise

*) Hippokrates Lehrsprüche 3. Abschnitt 1. Aphor. Grimms Uebers. 1. B. S. 244.

gleichsam unvermuthet durch die Zwischenkunft eines milden Frühlings und eines milden Herbstes geschieht, im Ganzen genommen weit weniger Krankheiten herrschen.

Die reizende stärkende Kraft der Wärme und die schwächende Eigenschaft der Kälte bewährt sich vollkommen in der Behandlung der Krankheiten. Den wesentlichen Nachtheil, welchen die Kälte in verschiedenen Formen des Uebelbefindens von Schwäche verursacht, haben wir zum Theile bei Erwähnung des kalten Verhaltens der Kinder, und der kalten Bäder gezeigt, nur eine Beobachtung wollen wir noch hinzufügen, die unsere Aufmerksamkeit allerdings erfordert.

Seit einer Reihe von Jahren haben mehrere Aerzte vom ersten Range bei der Behandlung der Kinderpocken die kalte Luft beinahe als ein spezifisches Mittel allgemein angepriesen. Sie stützten sich insgesammt auf Sydenhams Ansehen, der doch nie, wie es aus seinen Werken erhellt, etwas ähnliches lehrte. Die grosse Schaar der Nachbeter dieser Aerzte dehnten ihre Vorschrift noch weiter aus, wo nur immer Pocken entweder durch Einimpfung, oder ohne diese zum Vorscheine kamen, hörte man nichts als von kalter Luft und von kühler Behandlung sprechen, die allein mehr als alle Mittel im Stande seyn sollten, die ungünstigen Symptomen zu beseitigen, welche den Verlauf der Pockenkrankheit gewöhnlich zu begleiten pflegen. Ohne Rücksicht auf

die Lebensweise des Kranken, auf seine körperliche Beschaffenheit und den gegenwärtigen Zustand des Fiebers war oft der Name Pockenkrankheit schon hinlänglich, um alsogleich die Kälte als das bewährte Spezifikum anzuwenden. Wenn Kinder kurz vor dem Ausbruche der Pocken, wie es nicht selten geschieht, mit Zuckungen befallen wurden, besprengte man sie mit kaltem Wasser, fächelte ihnen kalte Luft zu, ja ließ sie oft sogar bei Nachtzeit aus dem warmen Bette, und trug sie bei der feuchten Nachtkühle in den nahen Garten. Auf diese Weise glaubte man dem Uebel zu steuern, das durch die schweistreibende hitzige Methode von Sydenhams Epoche in diesen Fällen verursacht wurde, und verursachte dadurch bei weiten noch grösseres Unheil. Welch ein hoher Grad von Sthenie, der bei zärtlichen Kindern kaum denkbar ist, wird erfordert, um die hier erwähnte Behandlung nicht tödtlich zu machen. Ich behaupte keineswegs zu viel, wenn ich sage, daß tausend Kinder jährlich ein Opfer dieser mißverstandenen kühlenden Methode wurden. Kühle kann allerdings bei sthenischer Beschaffenheit der Pocken nützlich seyn, theils um den Pockenausbruch zu befördern, theils um verschiedene Zufälle bei den Pocken zu lindern, aber eben so nachtheilig ist sie gewiß in dem entgegengesetzten Zustande, wo die Schwäche der Lebensfunzion den Gang der Krankheit hindert, wie es vorzüglich bei

herrschenden Pockenepidemien gewöhnlich der Fall ist.

Daß die Kälte eine besondere spezifische Kraft gegen die Pockenkrankheit habe, läßt sich vernünftiger Weise nicht denken. Die Dienste, welche die Kälte bei den Pocken leistet, beruhen einzig auf ihrer schwächenden Eigenschaft, vermöge welcher sie bei sthenischer Beschaffenheit die übermäßig erhöhte Erregung gehörig herabstimmt, und dadurch den Ausbruch der Pocken erleichtert; eben dieselben Dienste leistet sie unter gleichen Umständen in den übrigen Ausschlagskrankheiten und in allen Pyrexien mit oder ohne Lokalentzündungen. Es ist daher schicklich und konsequent gehandelt, bei Krankheiten, die ihrer Natur nach Aderlässe erfordern, zugleich eine mässige Kälte anzuwenden, wodurch die Wirkung des Aderlasses vortrefflich befördert und oft weit schneller und sicherer, als durch das warme Verhalten ein heilsamer sogenannter kritischer Schweiß mit Erleichterung aller Symptomen erzweckt wird. „Warme „Zimmer sagt Weikard, *) warmes Getränke und „warme Ueberschläge sind wohl meistens Ursache ge„wesen, daß man bei Aerzten so viel in Brustent„zündungen von ungeheurer Menge der Aderlässe liest.„ Geringere Sthenien werden oft einzig durch kühle Luft und durch kaltes Wassertrinken schnell und si-

*) Weikard's medizinisches Handbuch 1. Th. S. 45.

cher gehoben, so wie die Umschläge von kalten Wasser bei verschiedenen Entzündungsgeschwülsten von dem schnellsten und sichersten Nutzen sind.

Eben die Vortheile, welche uns die Kälte bei der Behandlung sthenischer Krankheiten gewährt, verschaft uns die Wärme nicht minder bei der Behandlung asthenischer Uebel. Wie viele Beschwerden asthenischer Natur, Wechselfieber, Abmägerung des Körpers, Asthma, die oft den zweckmässigsten Arzneyen hartnäckig widerstehen, werden einzig dadurch geheilt, wenn wir die Kranken aus einem kalten und unstätten Klima in eine angenehme gleichförmig warme Himmelsgegend schicken. Die Asthenien einer leichtern Natur, sie mögen Schnupfen, Husten, Halsweh, Katarrhalfieber heissen, werden oft einzig durch Bettwärme, warme Getränke und laue Fußbäder schnell und gründlich geheilt.

Diese hier mitgetheilten Beobachtungen mögen hinreichen die Wirkungsart der Wärme und Kälte auf unseren Körper und ihren Einfluß auf die Erhaltung der Gesundheit und die Heilung der Krankheiten in Kürze darzustellen. Ueber einen Gegenstand dieser Art hätte sich freilich ohne sondere Mühe ein dicker Band schreiben lassen, doch dazu war hier nicht der Ort. Die Resultate, die aus diesem Aufsatze fliessen, werden im Stande seyn bei denkenden Lesern manche irrige Begriffe über die Wirkungsart der Wärme und Kälte zu berichtigen. Es sind folgende:

Digitized by Google

1. Wärme ist der unentbehrlichste Reiz für das Leben, ohne Wärme entsteht und gedeiht kein Leben, und eben so wenig kann ohne sie jener mässige Grad der Lebensfunkzion aufrecht erhalten werden, welchen wir Gesundheit nennen. Wärme kann daher mit Grunde stärkend heissen.

2. Wärme, wenn sie in dem Grade auf uns wirkt, den wir Hitze nennen, erhöht gleich allen übrigen stärkern Reizen die Lebensfunkzion über den Mittelstand der Gesundheit, erzeugt Sthenie der Erregung, und endlich durch längeres Einwirken indirekte Schwäche.

3. Kälte ein geringerer Grad der Wärme stimmt die Lebensfunkzion unter den Mittelstand der Gesundheit herab, erzeugt Lebensschwäche, und durch längere Dauer endlich den Tod.

4. Bei einem hohen Grade direkter Asthenie, die immer zugleich mit grosser Unduldsamkeit für Reize verknüpft ist, wie zum Beispiele bei sehr gefährlichen Typhis, kann oft ein sehr geringer Wärmegrad hinreichen, eine übermässige Erregung zu bewirken, daher die Sehnsucht dieser Kranken nach Kälte.

5. Der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte ist dem gesunden Körper höchst nachtheilig, noch nachtheiliger den Kranken. Schneller Uebergang von Kälte in Wärme erzeugt Sthenie der Erregung, von Wärme in Kälte Asthenie der Erregung.

Digitized by Google

6. Zur Heilung asthenischer Krankheiten ist die Wärme eben so nützlich als es die Kälte zur Heilung sthenischer Krankheiten ist. Leichte Sthenien und Asthenien werden oft einzig durch Kälte und Wärme gehoben.

Digitized by Google

Ueber den Einfluß der Gerüche, auf den menschlichen Körper,

von

Doktor Thomas Cappellini,

Assistenten der Klinik auf der Hohenschule zu Wien, und praktischem Arzte daselbst.

Unter den unzähligen äusseren Reizen, welche das menschliche Leben erzeugen und unterhalten, spielen die Gerüche eine weit grössere Rolle als man wohl bisher glaubte. Dieß wird, wie wir uns schmeichlen, aus der gegenwärtigen Abhandlung erleuchten. Wir werden in derselben vor allen die Natur, Eigenheiten und Unterschiede der Gerüche festsetzen, — dann ihren Einfluß auf den menschlichen Körper untersuchen, — vorzüglich aber den Antheil, welchen sie an der Erzeugung mannichfaltiger Krankheiten und Heilung derselben haben, —

Digitized by Google

auf eine Nichtärzten begreifliche und unterhaltende Art darstellen.

Die genauesten Versuche lehren, daß die wirkende Ursache der Gerüche in einer Athmosphäre äusserst feiner Ausflüsse bestehe, welche, indem sie aus dem riechenden Körper duften, sich von dem Mittelpunkt nach der Peripherie in einem, wie die Mathematiker in ihrer Kunstsprache zu sagen pflegen, umgekehrten Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen verbreiten. — Dieser Riechstoff, von Boerhaave Spiritus Rector genannt, hat aller Versuche Boyle's ohnerachtet, nie isolirt, das ist: von den übrigen Bestandtheilen der ihn enthaltenden Körper getrennet, dargestellt werden können. Seine Natur ist uns daher wenig bekannt. So viel wissen wir indessen, daß beinahe alle Körper mehr oder weniger einen Riechstoff besitzen. So geben z. B. das Glas, die Krystallen, die härtesten Steine, und schwersten Metalle, wenn sie gerieben werden, einen angenehmen Geruch von sich. Ja, sogar das Buchholz duftet auf der Drehbank einen Rosengeruch.

Die Einfachheit der Natur in allen ihren Werken macht sehr wahrscheinlich, daß die Verschiedenheit der Gerüche nicht sowohl von eben so vielen verschiedenen Riechstoffen, oder Prinzipien, als von der schnellern Verbreitung, grösseren Feinheit, und mannichfaltigen Verbindung eines und desselben Riechstoffes mit verschiedenen Körpern,

herrühre. So erwecken die sehr feinen Ausdünstungen des Bisams, Kamphers, der Ambra die Idee eines äusserst wirksamen, und mit großer Schnelligkeit sich entwickelnden Stoffes, die Nelken hingegen und das blaße Veilchen jene eines minder wirksamen, der lieblich durchdringende Geruch der Rose aber die Vorstellung eines zwischen beeden erwähnten Gerüchen die Mitte haltenden Stoffes.

Ohne uns weiter mit Gegenständen abzugeben, welche einigermaßen ausser den Gränzen unseres Erkenntnißvermögens liegen, wollen wir lieber trachten die Art zu bestimmen, mit welcher die Gerüche auf den Menschen wirken. Das Resultat unzähliger von uns hierüber angestellter Betrachtungen und Versuche besteht darin: daß die Gerüche nicht anders als alle übrige die Sinne und den ganzen Organismus affizirende Potenzen, wirken, d. i. daß sie reizen. Dieß werden folgende Betrachtungen vollkommen erweisen.

Der Eindruck mäßig angenehmer Gerüche erhebt die Lebenskraft, erheitert das Gemüth, so wie der mäßig angenehme Eindruck gesammter übriger Reize.

Alle orientalische Völker, so wie die Egyptier, Griechen und Römer, scheinen diese Wahrheit lebhaft gefühlt zu haben. Als zu Rom der Luxus auf den höchsten Gipfel gestiegen war, verschwendete man allda so sehr die Wohlgerüche, daß, wie

Artistides sagt, die Bäume, welche in Arabien, Syrien, und überhaupt im Orient selbe liefern, ganz nackend da standen, — so daß die Einwohner jener Gegenden gezwungen waren, die für ihren eigenen Gebrauch nöthigen Riechstoffe wieder von den Römern zu erbettlen. Die strengsten Sittenrichter schämten sich damals in Rom nicht, kleine mit den kostbarsten Wohlgerüchen angefüllte Fläschchen am Halse zu tragen. — Aus den Schriften von Herodot, Pausanias, Plutarch, Martial, und vorzüglich Athenäus erhellet es sogar, daß man damals die Wohlgerüche mit der größten Genauigkeit in Klassen eintheilte, und nicht allein jedem Theil des Körpers einen eigenen Geruch anwieß, sondern zugleich die Gerüche nach der Laune der Damen, der Verschiedenheit der Tage, und öffentlichen oder freundschaftlichen Festen durch bestimmte Grundsätze geleitet, wählte. Schon Aristoteles und Plutarch bemerkten, daß die mit wohlriechenden Fluren bedeckten Felder, nicht allein zur Ergötzung der griechischen Völker, sondern auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit angelegt waren.

Die Römer benützten die erregende Kraft der Wohlgerüche, um bey öffentlichen Feierlichkeiten, als beym Einzug eines Prätors, Consuls, Imperators, das Volk immer mehr und mehr zu elecktrisiren. Dieß lehret uns die Verschwendung der Wohlgerüche beim Einzug des Me-

tellus in Spanien, — des Pompejus in Neapel, — und des Antonius in Alexandria. Auch eine Erzählung von Plutarch, die Kaiser Nero und Otto betreffend, beweißt, wie sehr die Römer die Wirkung der Wohlgerüche schätzten. Otto glaubte beynahe von Nero, der ihn beym herausgehen aus seinem Pallaste mit den kostbarsten Salben begießen ließ, übertroffen worden zu seyn; als er auf den Gedanken kam, den Nero aus revange in einem Saale zu empfangen, in welchem durch goldene und silberne Kanäle die ausgesuchtesten Wohlgerüche unter der Gestalt eines Regens auf den Gast träufelten.

Auch bei den Gastmählern unterstützten die Römer den Reiz der Speisen und des Getränkes durch jenen der Wohlgerüche.

Plinius erzählt uns, sie hätten durch den Gebrauch der Wohlgerüche die Berauschung verhüten wollen. In wie weit sie diesen Endzweck erreichten, getrauen wir uns nicht zu bestimmen.

Bei den Baadanstalten wußten die Römer ebenfalls den Reiz der Gerüche zugleich mit jenem des warmen Baades zur Erquickung des Körpers zu benützen. Sie ließen sich daher nach dem Baade den ganzen Körper räuchern, und mit den kostbarsten Salben einschmieren.

Aber auch bey Schauspielen, im Zirkus, beym Gottesdienst, und in allen öffentlichen zu Feyerlichkeiten bestimmten Oertern,

wurden die Wohlgerüche bei den Römern nicht gespart. Einige sind der Meinung, man habe bei dem Gottesdienst die Gerüche blos darum gebraucht, um die aus den geöfneten Thieren aufsteigenden Dünste zu verbessern, — wir glauben aber mit Montaigne, daß sie verwendet wurden, um durch ihren Reiz den Geist zu stärken, zu läutern, und zur Betrachtung himmlischer Gegenstände empfänglicher zu machen. Wenigstens sehen wir, daß auch bei Gottesdiensten, wo keine Schlachtopfer die Atmosphäre inficiren können, häufiger Gebrauch von Rauchwerken gemacht wird.

Sehr wichtig ist der Gebrauch, welchen die Römer bei ihren Leichenbegängnissen von den Wohlgerüchen machten. Sie scheinen dabei vorzüglich die Aufheiterung des Gemüths vor Augen gehabt zu haben. Doch hatten sie sicher auch den Zweck, die, besonders bei dem Verbrennen der Leichen aufsteigenden Dünste unschädlich, oder wenigstens unfühlbar zu machen. Daher waren nicht allein die Scheiterhaufen von wohlriechenden Holzarten errichtet, sondern man salbte auch vorher die Leichen mit balsamischen Substanzen ein, verbrannte auf dem Altar und in der Wohnung des Verstorbenen Myrrhen, Lavendel. Während dem Leichenzug streueten die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen auf den Weg reichlich die kostbarsten Spezereyen aus. Selbst in die Gräber wurden mit Wohlgerüchen gefüllte Vasen gelegt. Der Luxus ging

hierin so weit, daß Nero, wie Plinius sagt, bei dem Tode der Poppea mehr Wohlgerüche verbrauchte als das glückliche Arabien in einem Jahre zu erzeugen vermag. Plutarch erzählet, daß bei dem Leichenbegängniß von Sylla über zweihundert Kisten wohlriechender Substanzen verbrannt wurden. Ueberdieß wurden noch zwei kolossalische den Sylla und einen Liktor vorstellende aus lauter Weihrauch und Zimmet zusammengesetzte Statuen errichtet.

Aus dem bisher gesagten erhellet allerdings, daß wir den mäßigen Gebrauch der Wohlgerüche nicht allein nicht verwerfen, sondern denselben ohne Bedenken anrathen. Damit wir aber nicht mißverstanden werden, wollen wir der Erzählung der Umstände, in welchen wir die Gerüche anempfehlen, jene der Gefahren vorausschicken, die bei dem unmäßigen Gebrauch dieser Substanzen bevorstehen.

Gerüche, welche die Erregbarkeit des Individuums, auf welches sie wirken, zu heftig reizen, erhöhen, gleich andern Reizen, die Lebenskraft auf einen hypersthenischen (entzündlichen) Zustand, oder stürzen den Körper durch Ueberreizung in eine indirekte Schwäche, ja selbst in den Tod.

Tissot sah auf die zu heftige Wirkung riechender Substanzen, Fieber, halbseitiges Kopfweh, Schwindel, Schwäche des Gesichtes und des Gedächtnisses, Engbrüstigkeit u. s. w. entstehen. In

den Abhandlungen der medizinischen Gesellschaften von Koppenhagen, Paris, und in den Beobachtungen von Bartholinus liest man Fälle, wo auf den Geruch der Rosen, Erbrechen, Abweichen folgte. Zacutus Lusitanus, Boerhaave, Haller, und Ponticelli führen Beispiele von Ohnmachten an, die aus ähnlichen Ursachen entstanden.

Der Reiz der Gerüche ist aber, wie wir bereits bemerkt haben, auch im Stand den Tod zu erzeugen. Hierin kömmt er ganz mit dem Reiz des Weines, der Elektrizität, einer heftigen Bewegung, Erschütterung des Gemüthes durch Freude, Zorn überein.

So starben Lorenz Bischof von Breßlau, und die Tochter Nikolaus des Zweyten, Grafen von Salm durch einen allzu heftigen Geruch. Aehnliche Beispiele trift man in den Schriften der berühmtesten Aerzte, wie bei Morgagni Pirri, Borelli, vorzüglich aber in einer sehr schönen Abhandlung von Triller: de morte subita ex nimio violarum odore orta — an.

Diese traurigen Beispiele beweisen, daß die Erzählung von Diodor von Sicilien und jenen verschiedenen Reisebeschreibern, welche behaupten, daß Reisende, die im Frühling an den Küsten des glücklichen Arabiens vorbeyseglen, um nicht von dem Uebermaß der durchdringendsten Wohlgerüche am Schlagfluß zu sterben, die Atmosphäre, in der sie

Athem zu hohlen sich gezwungen sehen, mit stinkenden harzigen Substanzen beräuchern müssen, — eben nicht so unwahrscheinlich sind.

Aus der Betrachtung der heftigen Wirkung solcher Gerüche, welche ungekünstelt aus unschuldigen Pflanzen duften, wird man leicht auf die schädliche Wirkung der durch die Kunst erzeugten Riechstoffe schließen können. Ich spreche von Riechpulvern, Geistern, Quintessenzen, Wässern, die aus einem Gemische unzähliger Pflanzen destilliret werden, — dergleichen gekünstelten Riechstoffen.

So wurden Heinrich der Sechste, und Emanuel Herzog von Savojen durch einen gekünstelten äußerst heftigen ihren Handschuhen mitgetheilten Geruch getödtet. Der tapfere Feldherr und König von Neapel, Ladislao starb, indem er sich eines Schnupftuches bediente, welches von einer schlauen florentinischen Dame, mit den heftigsten Gerüchen durchdrungen war. Ein ähnliches Schicksal wäre beinahe dem unsterblichen Eugen, durch das Eröffnen eines Briefes wiederfahren; da er ihn aber gleich zu Boden warf, blieb es bei einer Ohnmacht. Haller erzählt, daß die Klapperschlange sehr viele Thiere vorher durch einen Bisamgeruch, den sie von sich gibt, betäube, ja auch tödte und dann erst speise.

Die Betrachtung dieser Thatsachen wird allerdings den Wunsch zu wissen, ob denn auch die Römer von dem Mißbrauch der Gerüche so üble Fol-

gen beobachteten, rege machen. Die Aerzte sagen uns hierüber nichts bestimmtes. Plinius Meynung aber, daß die Römische Republik, als sie unter den Censoren Publius Licinius Crassus und Lucius Julius Cäsar den Mißbrauch der Wohlgerüche durch strenge ehemals von Solon schon erlassene Gesetze einschränkte, nicht nur auf die Geldverschwendung, sondern zugleich auch auf die nachtheiligen Folgen in Hinsicht der Gesundheit gedacht habe — beweißt uns allerdings, daß man unglückliche Beispiele von dem Mißbrauch der Gerüche bei den Römern hatte. Waren sie nicht so zahlreich, so kommt das sicher daher, weil die Römer von Jugend auf an selbe gewöhnet waren, und nur von ungekünstelten Gerüchen, als Safran, Myrrhen, Weihrauch, Lavendel, Rosen, natürlichen Balsamen Gebrauch machten.

Ich kann nicht aufhören von dem Schaden der heftigen Gerüche zu sprechen, ohne zu bemerken, daß sehr oft Frauenzimmer sowohl als verzärtelte Männer sich blos einbilden, die Gerüche schaden ihnen. Es gehört so ganz zu unserem feinen Ton, über jeden Wohlgeruch pfui! zu schreien, ein Kopfweh, Beängstigungen anzugeben, und auf diese Art die Umstehenden in Verlegenheit zu setzen. Ich weiß von einer Dame, welche den Geruch der Rosen nicht ertragen zu können vorgab. Sie erhielt Besuch von einer Freundin, welche eine Rose am Busen trug. Alsogleich wurde es der Hausdame todten übel. —

Digitized by Google

Bald zeigte sich es aber, daß die gefährliche Rose gekünstelt, und ohne allen Geruch war.

Keine Nation hat mehr Vorurtheile in dieser Hinsicht als die Italiener. Sie glauben beinahe allgemein, ein Frauenzimmer im Wochenbette könne ohne Lebensgefahr keinen Wohlgeruch ertragen. Wehe daher dem Unvorsichtigen, der sich in dieser Hinsicht vergeht! Sagt man diesen Damen, ihre Furcht sey Vorurtheil, weil die französischen und deutschen Frauenzimmer im Wochenbette die Wohlgerüche nicht allein nicht scheuen, sondern reichlich gebrauchen, — so antworten dieselben, — ja wir sind empfindsamer als sie. Ohne über die Empfindsamkeit der Italienerinen klagen zu können, kann ihr Grund ohnmöglich für gültig angesehen werden. Denn will man auch eine größere Sensibilität auf ihrer Seite im Allgemeinen annehmen, so erstreckt sich dieselbe doch gewiß nicht auf jedes Individuum, so wie die geringere Sensibilität der Deutschen Frauenzimmer höchstens auch nur im Allgemeinen behauptet werden könnte.

Die Aerzte haben den wirklichen oder angeblichen Abscheu gewisser Personen vor den Wohlgerüchen ganz leicht dadurch zu erklären gewußt, daß sie seine Ursache einer besondern Idiosinkrasie zuschrieben. Dieß ist aber ein Wort ohne Sinn, so wie wir mehrere in unserer Wissenschaft haben. Wer sagt: mir schaden die Wohlgerüche wegen einer besonderen Idiosinkra-

sie — dieser sagt im Grund nicht mehr als einer — der behauptet, mir schaden die Wohlgerüche, weil sie mir schaden. — Wann werden doch die Aerzte einmahl diese Hochgelehrten nichtslehrenden Worte abschaffen?

Die Ursache, warum verschiedene Personen die Wohlgerüche überhaupt, oder einige unter ihnen insbesondere ernstlich nicht ertragen können, liegt in dem Zustand der Erregbarkeit, (Empfindsamkeit der Nerven) der gewisse, auch auf andere Organe wirkende Reize nicht immer unbedingt dulden kann. Warum die Erregbarkeit von gewissen Reizen unangenehm afflizirt wird, ist uns, so wie vieles andere, unbekannt. So viel wissen wir aber, daß ein zu hoher Grad dieser Eigenschaft der lebensfähigen Materie gewöhnlich die Ursache ist, aus welcher gewisse Reize von ihr nicht ertragen werden können. Daher ist ein sehr empfindsames Auge und Ohr, eben so dem starken Licht und Schalle Feind, als eine empfindsame Nase den heftigen Gerüchen. In allen diesen Fällen ist aber die Wirkung des Lichtes, Schalles und der Geruchstoffe nicht auf das Sinnorgan, welches sie empfängt, eingeschränkt, — sondern sie breitet sich gleich jenen anderen Reizen, über das ganze System aus. Daher sehen wir, um bei unserm Gegenstand stehen zu bleiben, daß der Geruch einer guten Speise den Speichel in den Mund fließen macht, daß ein übler Geruch Eckel, Erbrechen, und Abweichen erzeugt, daß gewisse andere Gerüche

auf Organe Einfluß haben, die wir eben nicht zu nennen brauchen, um verstanden zu werden.

Der überredendste Beweiß von der Wirkung der Gerüche auf den ganzen Körper liegt indessen in den unzähligen Beispielen, die lehren, daß öfters das Leben, welches zu erlöschen Gefahr lief, mittelst der bloßen Gerüche auf einige Zeit erhalten wurde. Der Philosoph Demokrit von Abdera, als er in den letzten Zügen lag, verlängerte sein Leben durch den bloßen Geruch des Weines. Baco von Verulam erzählet die Geschichte eines Edelmanns, welcher sich vier bis fünf Taze, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, bloß durch den Geruch des Knoblauchs und der Zwiebel treflich erhielt. Doktor Albert schreibt von sich selber, daß als er einstens nach einer überstandenen Krankheit sehr kraftlos war, er seine vollkommene Herstellung einzig und allein der Wirkung der Wohlgerüche zu verdanken hatte.

Wie die Gerüche als Heilmittel dienen können, ist sehr leicht einzusehen, und nach den Grundsätzen des unsterblichen Brown's zu erklären. Die Gerüche wirken reizend, und erhöhen unter gewissen Umständen die Lebenskraft (Erregung). Wirken sie aber zu heftig, oder auf eine Erregbarkeit, welche ihren Reiz nicht ertragen kann, so entstehen entweder Krankheiten von Sthenie (übertriebene Lebenskraft) oder von Asthenie (mangelnde Lebenskraft) welche, da ihre Ursache nicht

Mangel, sondern Uebermaaß an Reiz ist, indirekte Asthenie genannt wird. Alle diese Wirkungen kommen nicht allein den gesammten Gerüchen, sondern allen übrigen Reizen zu. Ja aus dieser Uebereinstimmung der Wirkungen haben wir ihre ähnliche Wirkungsart bisher zu erweisen gesucht. Da dieß nun, wie wir uns schmeicheln, geschehen ist, so ist es leicht zu begreifen, wie der Reiz der Gerüche in solchen Krankheiten, wo Mangel an Reiz zum Grund liegt, als Heilmittel mit dem besten Erfolg verwendet werden könne.

Die Erfahrung hat auch wirklich schon seit unzähligen Jahren die Richtigkeit dieser Behauptung bewiesen. Kaum fällt jemand in Ohnmacht, so hält man ihm stark riechende Substanzen unter die Nase, und meistens belebt sich der Körper auf diesen Reiz von neuem. Aretäus, Morgagni und andere führen Beispiele von Fallsüchtigen an, die auf der Stelle von dem Anfalle befreyet wurden, wenn man ihnen Salmiakgeist (ammoniac) unter die Nase brachte.

Indessen ist bei der Anwendung der Gerüche als Heilmittel, so wie bei jener aller übrigen Reize zu diesem Endzweck, die von Brown gegebene goldene Regel zu beobachten: daß der Reiz dem Zustand der Erregbarkeit angemessen seyn müße, wenn Vermehrung der Erregung (Lebenskraft) darauf erfolgen soll.

Diesem Gesetz gemäß würde derjenige sehr zweckwidrig verfahren, welcher erregbaren, hysterischen, bleichsüchtigen Damen, oder den empfindsamsten Hypochondristen, den unmittelbaren Gebrauch der heftigsten Gerüche, um sie von asthenischen Nervenbeschwerden zu befreyen, anrathen wollte. Nur die stufenweise behutsame Anwendung der Gerüche, so wie aller andern Stärkungsmittel, wird solchen Personen, über alle Erwartung behagen. So lehret mich die Erfahrung; besonders in Hinsicht des bekannten Englischen Essigs, der unter der Aufschrift: *Aromatic Spirit of Vinegar*, verkauft wird.

Weit freigebiger können die Gerüche bei solchen asthenischen Kranken angewendet werden, die sich in einer indirekten Schwäche befinden, z. B. Beim Kopfwehe und andern Uebeln, die vom Mißbrauch des geistigen Getränks, zu heftiger Anstrengung des Geistes, Kohlendampf, Wärme, Leidenschaften, u. d. g. entstehen. Da nämlich hier die Erregbarkeit durch die Krankheitsursache (Schädlichkeit) bereits sehr vermindert ist, so kann sie jeden Reiz, folglich auch jenen der Gerüche besser, als bei direkter Schwäche ertragen. Hier muß man aber nicht zu lange in dem Gebrauch der Gerüche fortfahren, sondern alsogleich in ihrer Anwendung nachlassen, wenn Besserung erfolgt. Vernachlässiget man diese Regel, so vermehren die Gerüche den Krankheitszustand, d. i. sie wirken wie die Schäd-

Digitized by Google

lichkeiten, und machen die vorhandene indirekte Schwäche immer größer.

Daß bei den sthenischen Krankheiten, d. i. bei solchen Uebeln, wo die Lebenskraft ohnehin zu erhöhet ist, die Gerüche schaden müssen, folget aus dem bisher gesagten.

Schrieb ich für Aerzte, so blieb mir allerdings noch manches Wichtige zu sagen übrig. Für meine Leser, glaube ich, ist aber hinlänglich der unternommene Gegenstand bearbeitet, um in der Hoffnung, ihnen nicht ganz unnütze Sachen vorgetragen zu haben, die Feder niederlegen zu können.

Digitized by Google

Ueber die sogenannten Frühlingskuren.

Von

Doctor Rath

ehemals Professor der Pathologie auf der Universität zu Kölln, nun praktischem Arzte in Wien.

Unter den schädlichsten Mißbräuchen, welche der Irrthum erzeugte, die nächsten Ursachen verschiedener Krankheiten in den Fehlern des Bluts, oder der davon abgesönderten Säfte zu suchen, und die Wesenheit solcher Uebel zum Theile aus zufälligen am Kranken sich äussernden Erscheinungen zu bestimmen; — behaupten die sogenannten Frühlingskuren um so mehr einen vorzüglichen Platz, als sie nicht allein oft auf Anrathen der Aerzte, sondern auch von Kranken, oder kränkelnden und von schwachen Personen auf eigenes Gutdünken unter-

nommen werden. Ja! es ist dieser Mißbrauch so weit gediehen, daß nebst den Kranken, auch gesunde Menschen, durch Vorurtheil getrieben, sich im Frühlinge ähnlichen Kuren unterwerfen.

Der häufige Umgang des Publikums mit Aerzten, das oft nicht sehr kluge Benehmen von diesen — dem Kranken, und den Umstehenden die Wesenheit der gegenwärtigen Krankheit nach ihrer Art zu detailliren; die in solchen Fällen gewöhnliche ewige Wiederhohlung von Fehlern des Blutes, der Galle, und des Schleims, von Unrath und Schärfe, als den Grundursachen (Primärursachen) so vieler Krankheiten; der Ruf des Arztes, der sich zu solchen Erklärungen herabläßt, und der Hang kluger Frau Bäsen sie zu verbreiten, und nach eigenen Einsichten ins Kreuz und in die Quere zu kommentiren, sind die Beweggründe, daß der größte Theil des Publikums keinem Axiome mit so vielem Eifer beypflichtet, als dem Wahne, daß jede Krankheit in fehlerhaften Säften zu suchen sey, und sich folglich zu nichts leichter bereden läßt, als daß fleißiges Aderlassen, Blutverdünnen, und Blutreinigen, Auflösen und Abführen noch immer die Kardinalmittel seyn, um Gesundheit zu erhalten und Krankheiten zu heilen.

Wie man aber von einer solchen Heilmethode, die so offenbar auf Schwächung des menschlichen Körpers abzielt, vorzüglich im Frühlinge einen erwünschten Erfolg, Erhaltung, oder Wie-

derherstellung der Gesundheit, erwarten könne, da doch alle Naturerscheinungen, welche sich im Frühlinge an Thieren und Pflanzen äußeren, klar beweisen, daß mit dieser Jahrszeit neue Kräfte eintreten, die durch ihren erquickenden stärkenden Einfluß die Menschen, Thiere, wie die Pflanzen auf's Neue beleben, dieses gehört freilich zu den Paradoxen, welche man unter die Zahl so vieler Verirrungen des menschlichen Verstandes schreiben muß.

Anstatt also, wie es bei reiferer Ueberlegung geschehen müßte, von einem so wichtigen allgemeinen Naturgesetze einen richtigeren Schluß zu ziehen, geht man seit langen Zeiten in Rücksicht der Frühlingskuren den ganz entgegengesetzten Weg. Man würde es einem Gärtner höchst übel nehmen, wenn er, um das Gedeihen und die Fruchtbarkeit der seiner Sorgfalt anvertrauten Pflanzen und Bäume im Sommer zu befördern, im Frühlinge ihnen die gehörige Wärme, Feuchtigkeit und Nahrung entziehen wollte. Und dennoch nimmt man es mit den Menschen nicht so genau, und findet es wohl ganz in der Ordnung, wenn man, um sie gesund zu erhalten, oder sie, im Falle sie kränklen, zu heilen, ihnen im Frühlinge das Blut abzapfet, die wässerichten Feuchtigkeiten herauspurgiret, den Magen und die Gedärme durch Kräutersäfte und Dekokten verdirbt, die gehörige Verdauung und Ernährung unmöglich macht, und sie auf diese Art um

alle zum gesunden Leben so nöthigen Requisiten bringet. Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln möchte, der durchwandere um die Frühlingszeit Deutschlands verschiedene Klöster, Spitäler, Armen- und Waisenhäuser, und er wird sich bald überzeugt finden, wenn er siehet, daß solche Kommunitäten im Anfange des Maymonats oft Schlachthäusern ähnlich sehen, daß das Blut darin Stromweise fließet.

Im May des Jahrs 1786 führte mich ein angehender Wundarzt in ein gewisses Spital, um mir, wie er sagte, zu zeigen, bei welcher Gelegenheit man sich am besten im Aderlassen üben könne. Hier kam ich in einen Hof, in dessen Mitte ein Stuhl, und zu beiden Seiten desselben ein großes irdenes Gefäß stand, wovon ein jedes 12 Maß enthalten mochte. Ein Zimmer, welches auf diesen Hof sah, war voll von Menschen, wovon die wenigsten vollblütig und stark, die meisten aber blaß, gelb, und ungesund aussahen, viele an Hautausschlägen litten, alle aber mit aufgewundenen Hemdärmeln, auf das Signal warteten, dem jungen Chirurg ihr blutiges Frühlingsopfer zu bringen. Um halb neun Uhr des Morgens fing die Operation an, um eilf Uhr war schon ein Topf zum Ueberlaufen voll, und ich, der ich zur Genüge gesehen hatte, wie man sich im Aderlassen üben könnte, ging, ohne das End abzuwarten, nach Hause.

Aber es blieb nicht allein bei einer allgemeinen Fehde gegen das Blut, indem man dem zurückgelassenen Theile dieses Lebensbalsams die beßten Bestandtheile durch die ebenfalls zur Frühlingskur gehörigen abführenden Mittel auf eine heimtückische Art raubte. Daher bleiben die Abtritte in den oben erwähnten Oertern nie vacant. — Doch auch dieß war noch nicht hinreichend! Eine wohleingerichtete Frühlingskur verhinderte zugleich den Ersatz des Blutes durch das Anrathen des Genußes unverdaulicher abgeschmackter Kräutersäfte."

Allen diesen Unsinn suchten die Aerzte durch folgende Gründe, die wir anführen, und dann widerlegen werden, zu rechtfertigen.

Erstens: Da es die Erfahrung gelehrt hat, daß die mit dem Frühlinge eintretende bessere Beschaffenheit der Luft, und erquickende Wärme, dann die frischen den Winter hindurch entbehrten Nahrungsmittel, und häufigere angemessene Bewegung des Körpers für sich allein oft hinreichen, Kranke oder kränkelnde Menschen zu heilen, so müsse selbes um so eher zu erwarten seyn, wenn man in dieser gesunden Jahrszeit etwas brauche, besonders, da die Kräuter nun frisch, saft- und kraftvoll, und dadurch zur Verbesserung verschiedener Schärfen, und anderer Fehler der Säfte vorzüglich geschickt seyen. Auf diesem Grunde beruhet vor anderen der Gebrauch der Kräutersäfte, der Blutreinigenden Dekokte, des Käsewassers, u. d. g. deren sich Kranke

und kränkelnde Personen im Frühlinge so gern, und ohne alle weitere Rücksicht bedienen.

Zweytens: Da durch die Kälte, und den Mangel an Bewegung, das Blut während des Winters sich anhäuft, träg, dick, zum freien Kreislaufe ungeschickt, und wegen leicht unterdrückter Ausdünstung, und gehemmten anderen sogenannten natürlichen Ausleerungen zur Aufnahme von Schärfen geneigt wird, so müsse dieses im Frühlinge das Aderlassen, und eine strenge vegetabilische Diät, verbunden mit dem übrigen blutverdünnenden und blutreinigenden Heilplane rechtfertigen.

Drittens: Da von den während des Winters genossenen Nahrungsmitteln, von den die Fastnacht hindurch geschmaußten Braten, Pasteten und Austern, oder auch von den Mehlspeisen und Fischen, welche die Fastenzeit mit sich führt, sich nach und nach Ueberreste im Bauche sammlen, Galle, Schleim und Unrath sich anhäufen, und verdicken, so müsse folglich dieses im Frühlinge die sogenannten Auflösungsmittel, salzhaltige, gelind abführende Mineralwässer und Purganzen nothwendig machen.

So allgemein diese Gründe angenommen sind, und so einleuchtend sie auch scheinen mögen, so sind sie dennoch nichts weniger als dazu geeignet, den Nutzen der Frühlingskuren zu beweisen, und folglich den Gebrauch derselben zu rechtfertigen. Es sind leere Hypothesen, deren Nichtigkeit wir dem Nich-

sachkündigen, um dessen Belehrung zu seinem eigenen Wohle es hier zu thun ist, dadurch anschaulich zu machen suchen, daß wir ihn mit dem, was eigentlich Gesundheit ist, und mit den Bedingnissen, worauf sie beruht, hier näher bekannt machen. Wird er aus diesem ersehen, daß Gesundheit überhaupt, so wie die gesundheitsgemäße Beschaffenheit der Säfte und Vollkommenheit aller Verrichtungen des menschlichen Körpers einzig und allein von einer gewissen bestimmten Stärke und Thätigkeit, womit die festen Theile desselben gegen alles, was auf sie einwirket, zurückwirken, abhange, diese hingegen nur da statt haben können, wo die in dem menschlichen Körper enthaltenen Säfte, und andere von außen auf den Körper einwirkende Reize, z. B. Licht, Wärme, Speise, Trank, u. d. gl. durch gehörige Menge und Beschaffenheit, die zur Bewirkung solcher Stärke und Thätigkeit der festen Theile nöthigen Eigenschaften haben: so wird es ihm auch einleuchten, daß jede unbedingt unternommene Verminderung der Säfte, folglich auch die Frühlingskuren, die solche Verminderung der Säfte bewirken, die gesagte zur Gesundheit erforderte Thätigkeit der festen Theile mehr oder weniger schwächen, daher gesunden Menschen allzeit schädlich, schwachen Kranken aber höchst gefährlich, ja nicht selten tödtlich seyn müßen.

Um aber jedem Mißverstande, oder dem Vorwurfe, als behaupteten wir zu viel, vorzubeugen,

bekennen wir hiemit, daß wir auf alle Weise annehmen, daß im Frühlinge Krankheiten eintreten können, welche den schwächenden, Säfte ausleerenden Heilplan zu ihrer Heilung erfordern. Starke, den Winter hindurch gut genährte, unter Tanz, Lust, und einem gewissen andaurenden Wohlbehagen, oder auf was immer für andere Art beglückte, zufriedene Menschen können sich diese Jahrszeit hindurch, zu viele oder zu reizende Säfte sammlen, und sich zu wahren, sogenannten inflammatorischen Krankheiten disponiren, welche Disposizion bei immer bleibenden nehmlichen Umständen durch den im Frühlinge gewöhnlichen Zutritt neuer, zum Theile oben angeführter Reize in eine solche inflammatorische Krankheit endlich übergehen kann. Allein! dann ist auch von keiner Frühlingskur die Rede. Unter schicklicher Behandlung ist die Sache höchstens in vierzehn Tagen abgethan, da hingegen eine Frühlingskur wenigstens sechs Wochen, wo nicht mehrere Monate dauren muß, sey es auch, daß man an dem schwachen Kranken nicht die geringste Besserung spüren könne.

Gesundheit nennet man jene glückliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers, von welcher das gänzliche Wohlbefinden bei allen Lebensverrichtungen abhängt, so zwar, daß solche mit Leichtigkeit, Stärke, Andauer, und mit einem gewissen Wohlbehagen von statten gehen.

Digitized by Google

Die Gesundheit entsteht, wenn bei gehörig bestellter Organisation, die äusseren Eindrücke oder Reize, als: Luft, Wärme, Lichtstoff, Nahrungsmittel, Blut und die von demselben abgesönderten Säfte mäßig auf, eine weder zu sehr angehäufte noch zu sehr verminderte Erregbarkeit wirken. Durch die Gegenwirkung der Erregbarkeit (d. i. derjenigen Eigenschaft, welche den Organismus, der sie besitzt, lebensfähig macht,) auf die erhaltenen äusseren Eindrücke entsteht nämlich das Leben (die Erregung) welches, unter den oben angeführten gehörigen Verhältnissen denjenigen Grad von Stärke erhält, bei welchen alle Funkzionen zweckmäßig, leicht und auf eine angenehme Art ausgeübet werden, und der, wie bereits bemerkt wurde, Gesundheit genannt wird.

Hängt aber nun der Zustand der Gesundheit von dem gehörigen Verhältnisse der Reize zur Erregbarkeit ab, so ist leicht einzusehen, daß, wenn ein solches Verhältniß bereits bestehet, d. i. wenn der Mensch schon gesund ist, jede künstliche Veränderung der Reize, nicht allein die Gesundheit nicht befördert oder begründen könne, sondern im Gegentheil dieselbe aufheben, d. i. Krankheiten herbeiführen müsse. Erhöhet man nämlich die Gewalt der bereits die Gesundheit erzeugenden Reize, so wird die Erregung innerhalb gewisser Gränzen, ebenfalls über die Maßen erhöhet, es entstehet daher eine Krankheit, die man Sthenie nennet.

Vermindert man die Gewalt jener Reize, so sinket die Erregung, und es entstehet eine Krankheit von Asthenie. (Schwäche).

Dieß geschieht nun durch die Frühlingskuren, welche den angeführten Gründen (die wir nun wiederlegen werden) gemäß, in Aderlassen, Purganzen und Kräutersäften oder Dekokten bestehen.

Was den Aderlaß betrift, so muß er demjenigen, welcher ihn bei gesunden Tagen, d. i. zu einer Zeit, wo er des Blutes nicht zu viel hat, unternimmt, ohnfehlbar durch Entziehung dieses so wichtigen Reizes in eine Anlage zu asthenischen Krankheiten, oder in ein wirkliches asthenisches Uebel stürzen. Diesem Uebel kann blos durch den in einigen Prälaturen des H. R. Reichs angenommenen Gebrauch, zu der Zeit, wo die Frühlingsaderlässen vorgenommen werden, ein Duplex im Essen und Trinken zu genieſsen, vorgebauet werden; indem man nämlich so den verlohrnen Reiz des Blutes durch jenen der Nahrung ersetzt, und dadurch das die Gesundheit ausmachende Gleichgewicht der Erregung unterhält. Dieß sind aber nicht die Prinzipien der dogmatischen Frühlingskur!

Ist der Aderlaß schon bei gesunden Tagen so schädlich, wie muß er es erst bei den wirklichen aus Schwäche entstandenen Krankheiten seyn. Zu diesen gehören die veraltete Gicht, Hypochondrie, mit einem Worte, alle nicht von organischen Fehlern herrührende langwierige Krankheiten. Doch er-

warten die mit diesen Uebeln befallenen Patienten öfters mit wahrer Ungeduld den Frühling, um ihr in geringer Menge vorhandenes schlecht bearbeitetes Blut muthwilliger Weise zu verspritzen, und so das wenige übrig gebliebene Oel geflissentlich aus der Lebenslampe zu vergiessen.

In Rücksicht der stärkeren Purganzen, welche oft starke, und gesunde Leute, die den Winter hindurch gut, und mit Kraftspeisen gefüttert wurden, in der Absicht ihren Bauch zu reinigen, als Frühlingskur gebrauchen, hat es so viel nicht zu bedeuten, indem solche Leute nicht selten des Reizes zu viel haben, welcher dann durch solche Ausleerungen einigermaßen gemindert wird. Man hüte sich aber diese Kur zu oft zu wiederholen, dann mit einem großen Verluste an Darmsäften geht nicht minder, als mit einem großen Blutverluste die Gesundheit und auch das Leben verlohren.

Man kann also leicht schließen, welchen Schaden verschiedene salzhaltige, gelind abführende Mineralwässer, die entsetzliche Menge von Auflösungsmitteln bei sparsamer Pflanzenkost, oder gelindere mit dem Gebrauche von Kräutersäften und Dekokten abwechselnde Purganzen bei armen Siechlingen anrichten müssen, welche den Winter hindurch, oft auch noch länger hin vergebens auf Gesundheit hoften, und nun im Frühlinge mit aller Zuversicht von einer solchen Wochen, ja! Monate lang dauernden

Kurart die lang entbehrte Wiederherstellung erwarten.

Man betrachte erstens den Ekel, womit solche Arzneyen genommen werden, zweytens den Verlust von Magensaft, Galle, und den übrigen Darmsäften, wodurch die Verdauung vollbracht wird, drittens die immerwährende Unbehaglichkeit im Magen und in den Gedärmen, viertens den anhaltenden Trieb zum Stuhlgange, wodurch den kärglich genommenen Nahrungsmitteln kaum Zeit gelassen wird, auch nur halb verdauet eingesogen zu werden; fünftens die dadurch bewirkte Unmöglichkeit der Bearbeitung eines kräftigen Bluts, und endlich sechstens, jene allgemeine Kraftlosigkeit des Magens und der Gedärme, die nothwendig folgen muß, so kann man sehen, was ein schon geschwächter Kranker, dem es ohnehin an Reizen fehlt, von einer solchen Kur, die ihm noch die wenigen übrigen Reize stiehlt, und jeden Ersatz von Blut und andern unentbehrlichen Säften unmöglich macht, zu erwarten habe. Ein elendes sieches Leben, Niederlage aller Kräfte des Körpers, und des Geistes, Vermehrung der gegenwärtigen Krankheit, Verhärtungen in den Eingeweiden, Gelb- und Wassersuchten, und endlich der Tod, sind die unausbleiblichen traurigen Folgen.

Langsamer in Rücksicht der Gefahr, aber dennoch den Vorerwähnten, was den anzurichtenden Schaden betrift, kaum nachstehende Wirkungen bringt

der Gebrauch von Kräutersäften und Dekokten hervor. Durch ihre Schwere, und Unverdaulichkeit drücken, belasten und dehnen sie den Magen, und die Gedärme aus, stöhren hiedurch das der Gesundheit angemessene Verhältniß dieser Organe, und bewirken auf diese Art eine allgemeine Schwäche derselben. Sie überschwemmen die Galle, und andere zur Verdauung nöthige Säfte, und verändern durch ihre Beimischung alle Eigenschaften derselben so sehr, daß sie zu dem Verdauungsgeschäfte vollkommen ungeschickt werden. So wird also die Bearbeitung der Nahrungsmittel zu einem guten Milchsafte, die Umschaffung von diesem in neues Blut, die dadurch zu bewirkende Erhaltung der erforderlichen Menge desselben, und der auf diese Art erwartete Ersatz dessen, was verlohren gegangen, — gestört, oder gar aufgehoben. Die Speisen sammt den Kräutersäften bleiben in den geschwächten unthätigen Gedärmen liegen, verderben allda, werden scharf, entwicklen verschiedene verdorbene Luftarten, machen dadurch das alte Uebel, was sie heilen sollen, ärger, und ziehen nebst diesem, Blähungen, Kolikschmerzen, Durchfälle, Ruhren, oder wenn dieses auch nicht geschieht, organische Fehler im Unterleibe und ihre Folgen herbey.

Wenn nun, wie man aus dem Gesagten einsehen muß, die Gesundheit vorzüglich auf einem angemessenen Antheile von gut beschaffenem Blute und andern Säften beruht, die als Reize durch ihre Ein-

wirkung auf den belebten Organismus die Selbstwirksamkeit desselben in Thätigkeit setzen, und auf diese Art die erforderte Stärke der Lebensbewegungen, und die von dieser abhangenden Vollkommenheit der Lebensverrichtungen bewirken, hingegen die Mittel, in deren Gebrauche die Frühlingskuren bestehen, gerade auf Beraubung des Körpers von seinen ihm vorzüglich nöthigen, unentbehrlichen Reizen, vom Blute, und anderen Säften abzielen, so sieht man, mit welchem Rechte wir den Nichtsachkundigen vor dem Mißbrauche solcher nicht allein schädlichen, sondern auch oft eckelhaften Kuren gewarnet haben; zur Bestättigung dessen wollen wir ihm folgende auf Wahrheit gegründete Sätze als Resultate des Ganzen mittheilen.

1. Der Mensch, welcher sich wohl befindet, braucht, es seye Winter oder Frühling, kein Arzneymittel, es mag heißen wie es will, — denn sonst möchte leicht an ihm die Grabschrift wahr werden. Strava bene, per star meglio, sto qui.

2. Im Frühlinge können sich keine Ueberbleibsel der im Winter genossenen Braten, Pasteten, Austern, Mehlspeisen und Fische, in den Gedärmen mehr vorfinden; es sey dann, man habe von drey König bis Ostern keine Oeffnung gehabt; — folglich ist in dieser Hinsicht der Gebrauch abführender Mittel im Frühlinge überflüssig und schädlich.

3. Vollblütigkeit ist bei dem gegenwärtigen Luxus — selten zu Hause, wird höchstens bei einigen

der Geschäft- und Sorglosigkeit gewidmeten, und mit Speiß und Trank überreichlich genährten Individuen gefunden, und kann folglich nur bei diesen im Frühling, so wie zu jeder andern Jahrszeit das Aderlassen und Abführen zuweilen nöthig machen.

4. Eben so ist das Blut unserer verzärtelten Generation selten zu dick, meistens zu dünn, nebst dem ist es noch eine Frage, ob wir Arzneymittel haben, welche im Stande sind das Blut zu verdünnen.

5. Langwierige Monate oder Jahrelang dauernde Krankheiten können, wenn sie keinen organischen Fehler zum Grunde haben, auf nichts, als auf Schwäche beruhen, fordern daher allzeit den stärkenden Heilplan, wie er sich für den Grad der gegenwärtigen Schwäche schickt, und müssen folglich durch die gewöhnlichen Frühlingskuren allzeit verschlimmert werden.

6. Eben so können die sogenannten Schärfen, welche man in den Säften annimmt, wenn sie anders nicht Wirkungen einer Ansteckungsmaterie sind, nur Folgen einer großen Schwäche des belebten Organismus seyn, indem gesunde kraftvolle Menschen reines und gutes Blut bearbeiten, und nie über Schärfen klagen, wo hingegen man immer solches Jammern über Schärfen von lange medizinirenden Siechlingen hört.

7. Kleine Pusteln im Gesichte und an der Haut beweisen nichts für die Gegenwart der Schärfen,

sie haben meistentheils mit dem übrigen Körper und seinem Blute gar nichts gemein, und sind Lokalübel, welche durch schickliche Lokalbehandlung gehoben werden können. Manche gnädige Frau und manches Fräulein, welche gegen solche Schönheitsfeinde, die sie für Schärfe hielten, Abführungsmittel und Blutreinigungen brauchten, oder sich auch wohl einer förmlichen Frühlingskur von Kräutersäften und Dekokten unterwarfen, kamen wahrhaft aus dem Regen in die Traufe.

8. Wer da glaubt, und lehrt, daß man die Gefäße des menschlichen Körpers, wie einen alten unreinen Schlauch ausfegen, und das Blut wie beschmutzte Wäsche mittelst Kräutersäften und Dekokten auswaschen könne; beweißt, daß er von dem belebten menschlichen Organismus nicht die geringste Kenntniß habe, denn sonst würde er wissen, daß man diesen auf keine Weise mit einem unreinen Schlauche oder mit beschmutzter Wäsche vergleichen kann.

Bruchstücke zur Winterdiätetik,

von

Doktor Wagner,

praktischem Arzte zu Wien.

So wie der Mensch nach seiner Ausbildung im Mutterleibe gebohren wird, wirken unendlich viele Außendinge auf ihn; bringen bestimmte Veränderungen in seiner Organisation, und den gesammten Funktionen hervor, modifiziren sein Daseyn immerfort, und befördern oder untergraben seine Fortdauer. Unter diese Außendinge, die, in so ferne sie den Organismus zur Reaktion bestimmen, Potenzen genannt werden, gehören Luft, Nahrungsmittel, Getränke, Wärme, Lichtstoff, Elektricität u. s. w. — Die Fähigkeit des lebendigen organischen Körpers von äußern Potenzen afizirt zu werden und zurückzuwirken, oder zu reagiren wird Erregbarkeit, und das Produkt der Einwirkung der Potenzen auf die Erregbarkeit, Erregung genannt.

Drey sind also die Bedingungen des Lebens: erstens, die Fähigkeit der organischen Materie von außen afficirt zu werden, zweytens, eine gehörige Einwirkung der Außendinge auf den Organism, und drittens, dessen zweckmäßige, d. i. zur Erhaltung der Lebensverrichtungen übereinstimmende Reaction.

Wenn die Potenzen in Rücksicht ihrer Quantität oder Qualität zur Erregbarkeit in einem Mißverhältnisse stehen, so müssen daraus nachtheilige Folgen, sowohl für die Lebensverrichtungen, als auch für das Leben selbst entstehen. — Die Kunst das menschliche Leben zu erhalten und zu verlängern, bestehet also in einer zweckmäßigen Leitung der gesammten zur Erhaltung des Organismus, und seiner Funktionen dienenden Potenzen. Dazu wird erfordert, daß man den Organismus überhaupt, besonders aber den eines jeden einzelnen Individuums, in so weit dieß möglich ist, ergründe, und daß man die Potenzen, welche auf jedes Individuum wirken, die Art, den Grad ihrer Wirksamkeit, und die darauf erfolgenden Lebensverrichtungen genau kenne. Man muß die allgemeinen das Leben und die Gesundheit betreffenden Grundsätze, in der Anwendung möglichst individualisiren. — Den Inbegriff derjenigen Grundsätze, die den zweckmäßigen Gebrauch und die Leitung der gesammten Potenzen zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Menschen zum Gegenstande ha-

ben, würde ich Diätetik in allgemeiner Bedeutung nennen.

Da der Mensch, ein Punkt in dem unermeßlichen Weltall, von den gesammten Naturkräften abhängt; da vermöge des Laufes der Natur die Wärme, die Kälte, die Beschaffenheit der Luft in Ansehung ihrer Elasticität, Feuchte, Temperatur, Reinheit, die Intension und Dauer des Lichts nach Verschiedenheit der Jahrszeiten abwechselt; da die Lebensfunktionen einzeln und im Ganzen so sehr von der jedesmaligen Witterung, von Klima u. s. w. abhängen: so muß bei einer rationellen Diätetik auf die zweckmäßige Leitung der gesammten Potenzen nach Verschiedenheit der Jahrszeiten und des Klima gesehen werden. — Allein dieser Gegenstand ist so viel umfassend, erfordert so mannichfaltige Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntniße, daß eine vollkommene Darstellung desselben, weder wegen der zur Bearbeitung des gegenwärtigen Almanachs festgesetzten Zeit, noch wegen dem jeder Abhandlung darinn angemessenen Raume möglich war. Daher wage ich es, da sich eben der Winter nähert, nur einige Bruchstücke zur Winterdiätetik zu liefern, um diejenigen unter den Lesern, welche keine Aerzte sind, auf einige im Winter vorkommende und der Gesundheit nachtheilige Umstände und Mittel ihnen auszuweichen aufmerksam zu machen.

Der Winter in aſtronomiſcher Bedeutung, iſt für unſer Klima diejenige Jahrszeit, welche mit dem Eintritt der Sonne in den Steinbock (den 21. December) bei uns beginnt; und mit dem Eintritt der Sonne in den Widder (den 21. May) aufhört. Im gemeinen Leben iſt der Winter diejenige Jahrszeit, wo ſich die athmoſphäriſche Wärme ſo ſehr vermindert, daß uns das Gefühl der Kälte unangenehm zu werden anfängt, und die Vegetation im Freyen allmählig aus Mangel am Wärmeſtoff aufhört. Daß die Kälte das Negative der Wärme ſey, wird vermuthlich Niemand bezweifeln. Um deſto ſchwerer iſt es zu beſtimmen, worin eigentlich die Wärme beſtehe. Unter der Wärme verſteht man im gemeinen Leben bald das Gefühl der Wärme, bald die Urſache derſelben, oder den Wärmeſtoff. Das Daſeyn des letzteren, als eine eigene Materie, haben ſowohl ältere als neuere Phyſiker in Zweifel gezogen. Wir überlaſſen dieſen Streit den Phyſikern und Scheidekünſtlern, und bemerken nur ſo viel, daß ſich die meiſten die Wärme und Kälte betreffende Phänomene leichter erklären, und auf beſtimmtere Grundſätze zurückführen laſſen, wenn man einen eigenen, den Geſetzen des Gleichgewichts unterworfenen Wärmeſtoff annimmt, der die Körper durchdringt, ſich in ihnen anhäuft, und von denſelben ableiten läßt. Aus dieſem Grund ſehen auch wir die Urſache der Wärme für eine el-

gene Materie an, und bauen folgende Untersuchungen darauf.

Die athmosphärische Wärme hängt keineswegs einzig und allein von der Sonne ab, sondern sie scheint das Produkt eines sehr zusammengesetzten Prozesses zu seyn, welcher in den der Oberfläche der Erde nahe gelegenen Schichten der Athmosphäre vor sich geht. Hienge die Wärme von den Sonnenstrahlen allein ab; und wäre sie eine Art von Ausfluß (Emanation) aus der Sonne: so müßte sie in dem Verhältniße zunehmen, als man sich von der Erdoberfläche entfernt. Allein die Erfahrung lehrt, daß je höher man steigt, z. B. beim Besteigen der höchsten Gebirge, und bei aeronautischen Reisen, auch die Kälte zunehme.

Bei der Einwirkung des Wärmestoffs von außen auf den menschlichen Körper, kommen einige Erscheinungen vor, welche dieser mit allen unbelebten Körpern gemein hat; andere aber die einen thierisch-chemischen Prozeß voraussetzen. Da die äußere Wärme so vielfältig abwechselt, und bald außerordentlich vermindert, bald außerordentlich vermehrt wird; der menschliche Körper aber dem ohngeachtet beinahe eine gleiche fühlbare Wärme behält: so muß bei verminderter äußerer Wärme, so viel Wärme in ihm selbst erzeugt werden, als er jedesmal durch die äußere Kälte verliert; bei vermehrter äußerer Wärme aber, der Ueberfluß an innerer Wärme, durch einen noch unbekannten Prozeß ausgeschieden

oder fixirt werden. Wir wissen aus geographischen Nachrichten, daß Thiere in Ländern leben, wo die Kälte bisweilen den Gefrierpunkt des Queckſilbers erreicht. Im Gegentheil ertrug Doktor Solander eine Hitze von 120° und Baronet Banks von 211 Grade Fahrenheit. 7 Minute lang. *). Bladgen bemerkt, daß in den Zimmern wo diese Versuche gemacht wurden, die Uhrketten so sehr erhitzt waren, daß sie Niemand berühren konnte, ohne sich zu verbrennen.

Außer dem, daß die Wärme das Volumen des Körpers vergrößert, die Säfte flüßiger macht, die Elasticität der gasförmigen Stoffe vermehrt, wirkt sie auch auf den lebendigen Körper als einer der vorzüglichſten Reize; erweckt dessen Thätigkeiten; befördert die gesammten Funktionen; beschleunigt den Umlauf des Bluts; erhöhet die Thätigkeit des Nervensystems, und ist daher in Krankheiten, welche der Schwäche ihr Daseyn zu verdanken haben, mit den übrigen Mitteln anzuwenden. Das Uebermaß derselben verursacht Schwäche aus Ueberreitz; nach Browns Terminologie indirekte Schwäche. —

---

*) Bladgen in philosophic. Transact. Vol. LXV. P. 1. Nro. 12. und Gehlers Physikal. Wörterbuch. IV. Theil. Seite 585.

Die Kälte ist als ein Privativum der Wärme anzusehen. Da es keine absolute Kälte für uns giebt: so ist das, was man Kälte nennt, sie mag auch den höchsten Grad erreichen, nur ein verhältnißmäßig niedrigerer Grad der Wärme. Alle organische belebte Wesen, welche die zu ihrer Fortdauer und ihrem Wohlbefinden erforderliche Quantität der Wärme verlieren, ohne daß diese wieder von innen oder von außen ersetzt wird, werden nach und nach geschwächt; die Funktionen des Organismus vermindern sich; endlich hören — sie auf, und es folgt der Tod. Die Wärme des belebten organischen Körpers entstehet theils durch die Mittheilung des Wärmestoffes von außen, theils durch die Zersetzung der Lebensluft in der Lunge, theils durch die übrigen thierisch-chemischen Prozesse, vermöge welcher flüssige Stoffe starr, und gasförmige flüssig werden, und so die zu ihrer ehemaligen Form erforderliche Quantität des Wärmestoffs fahren lassen.

Der Winter ist, wie schon oben angegeben wurde, diejenige Jahrszeit, in welcher die Quantität des Wärmestoffs in der Atmosphäre vermindert, der Wärmestoff den Thieren durch die Berührung der athmosphärischen Luft entzogen, und in ihnen die Empfindung der Kälte verursacht wird. Es müssen daher im Winter alle thierischen Funktionen, die einen bestimmten Grad der Wärme erfordern, wenn dieser sonst nicht ersetzt wird, mehr oder weniger gestört werden. Je feuchter, neblichter das

Wetter im Winter ist, desto mehr wird uns der Wärmestoff entzogen, desto mehr leidet die Gesundheit. Je mehr die Luft mit scharfen stinkenden schweren Dünsten und Nebeln angefüllt ist, desto öftere und gefährlichere Krankheiten werden dadurch veranlaßt. So entstehen bei einem solchen Wetter nicht selten Schnupfen, Katarrhe, Hals- und Lungenentzündungen, Rheumatismen u. s. w. zumal, wenn man aus einer warmen Temperatur, in eine wirklich kältere oder umgekehrt hinüber geht; oder wenn man den Körper ungleichförmig bedeckt; wovon aber unten mehreres vorkommen wird.

Um sich vor der Kälte zu schützen, nahmen die Menschen ihre Zuflucht zu Kleidern und zu künstlicher Wärme; die ersten schützen uns vor der Kälte, theils, in so ferne sie schlechte Leiter *) der Wär-

*) Alle Körper, wenn sie der Wärme ausgesetzt werden, das Eis ausgenommen, welches die Wärme so lange verschluckt, bis es nicht schmilzt, pflanzen die ihnen mitgetheilte Wärme geschwinder oder langsamer fort, und theilen sie andern Körpern, mit denen sie in Berührung kommen, so lange mit, bis diese einerley Grad von Wärme, mit ihnen erhalten haben, wo dann der Wärmestoff in einer Art von Gleichgewicht sich befindet. Sie heissen in dieser Rücksicht Leiter der Wärme. Je geschwinder und vollkommner diese Leitung geschiehet, desto bessere, je langsamer, und unvollkommner diese Leitung geschieht, desto schlechtere Wärmeleiter sind sie.

Digitized by Google

ne sind, den um den Körper angesammleten Wärmestoff zurückzuhalten; und dessen Fortgang nach außen hindern; theils in so ferne sie durch die Reibung der Oberfläche des Körpers den Wärmestoff entwickeln und die Nerven reitzen. Die Kleidung muß in Ansehung der Form so beschaffen seyn, daß sie weder zu locker an dem Körper hänge, noch demselben zu knapp anliege. In dem ersten Falle würde sie das Ausströmen der Ausdünstung und der erwärmten Luft, die den Körper, gleich einer Atmosphäre umgeben soll, zu sehr befördern: im zweyten Falle aber keinen Zwischenraum für die Ansammlung des warmen, den Körper umgebenden Dunstes übrig lassen.

Was zweytens die Wahl der Kleider in Ansehung des Stoffes, aus dem sie gemacht werden, anbelangt: so müssen, wenn man dabei die Verwahrung vor der Kälte zum Zwecke hat, solche Stoffe gewählet werden, welche die schlechtesten Leiter des Wärmestoffes sind. Ueber diesen Gegenstand haben wir dem Grafen Rumford die interessantesten Versuche und Untersuchungen zu verdanken. Sie sind in seinen Essays enthalten, und von dorten im Auszug in Gilberts Annalen der Physik (V. Bande. 2tes St.) eingerückt worden. Er machte Versuche mit roher Seide, Schaafwolle, Baumwolle, fein geschabten Irländischer Leinwand, den feinsten Biber-Belzwerk, das von dem Felle und den langen Haaren befreyet war, dem feinsten

Pelzwerke des weißen russischen Hasens und mit Eiderdunen, und fand, daß von jenen Stoffen Hasenfell und Eiderdunen die wärmsten sind; dann das Biberfell, rohe Seide, Schaafwolle, Baumwolle, geschabte feine Leinwand, und zuletzt Pflaumfedern von der Eiderente (anas phurnius mollissimus) Worm. Auch zeigten seine übrigen Versuche, daß eine grössere Dichtigkeit, bei unveränderter Dicke, die Wärme der Bekleidung beträchtlich vermehret, daß die Luft in den Zwischenräumen der Kleidungsstoffe sehr grossen Antheil an ihrer Eigenschaft die Wärme zurückzuhalten habe, daß zwar die einzelnen Lufttheilchen fähig sind, die Wärme aufzunehmen, und fortzupflanzen, nicht aber die ganze Luftmaße, so fern ihre Theile unter sich in Ruhe sind, so daß die Wärme durch eine Luftmasse nicht von einem Theilchen derselben zum andern dringen kann.

Eben hieraus läßt sich erklären, wie, wenn man Luft als Bekleidung braucht, ihr Nichtleitungsvermögen, oder ihre scheinbare Wärme, durch die Beimischung einer geringen Menge irgend einer feinen, leichten, festen Substanz, als rober Seide, Pelzwerk und Eiderdunen, so sehr vermehrt werden kann; indem nemlich die Stoffe die freye Bewegung ihrer Theile hindern. Doch wirkt hiebei noch ein anderer Umstand mit, nämlich die Adhäsion zwischen der Luft und diesen Stoffen, die als natürliche oder künstliche Bekleidungen dienen, auf welchen vorzüglich der außerordentliche Wärmegrad beruhet, den man in Pelzen,

Federn, u. s. w. und selbst in Schnee gehüllt, empfindet. In den Pelzen z. B. überwiegt die Adhäsion zwischen den feinen Haaren und den Lufttheilchen, die durch die thierische Wärme vermehrte Elasticität, oder Abstossung dieser letztern untereinander. Die Lufttheilchen, die sich zwischen den Haaren des Pelzes befinden, und auch erwärmt sich davon nicht trennen, bilden die wahre Barriere, welche die äußere Kälte von dem thierischen Körper abhält, indem sie ruhend der Wärme entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Schwierigkeit einen Durchgang verstatten. — Daraus wird begreiflich, warum die feinsten, längsten und dichsten Pelzwerke auch die wärmsten sind, und wie die Pelze des Bibers, der Fischotter und anderer Thiere, die viel im Wasser leben, so wie die Federn der Wasservögel, im Stande sind, die Wärme dieser Thiere im Winter festzuhalten, ungeachtet der außerordentlichen Kälte und der stark leitenden Kraft des Wassers in dem sie schwimmen?

Aus diesen Betrachtungen ließe sich auch die Erfahrung erklären, welche Hr. von Jacquin der Jüngere aus dem Munde des berühmten in England lebenden Astronomen Herschel gehört hat. Dieser allgemein verehrte Astronom verfertigte bekanntermaßen ein Teleskop von außerordentlicher Größe. Um vermittelst desselben Beobachtungen am Himmel zu machen, war er oft genöthigt in einem frey hängenden Stuhl in der grimmigsten Kälte mehrere Stunden zu sitzen. Er versuchte alle

Arten von Kleidung um seine Füße vor dem Gefrieren zu bewahren; allein keine entsprach seinem Wunsche so gut, als wenn er mehrere wollene Strümpfe, bis auf vierzehn Paar übereinander anzog. Hieher gehört vielleicht auch die Beobachtung, daß zwey übereinander angezogene Hemden so gut gegen die Kälte schützen.

Eine allgemeine bei der Bekleidung im Winter zu beobachtende Regel ist die, daß man sich weder zu warm, noch zu kühl kleide, sondern darin die Mittelstraße halte. Die gegen die Temperatur der Atmosphäre zu warmen Kleider, vermehren zu sehr die Ausdünstung; halten den Körper anhaltend in einer Art von Dunstbad und Schweiß; worauf bei der geringsten Verkältung Katarrhe, Rheumatismen, und die sogenannten Flüße zu entstehen pflegen. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen, die sich allzu warm kleiden, eher Gefahr laufen sich zu erkälten, als jene, die ihren Leib mäßig bedecken. — — Eine zu leichte Kleidung in rauher Jahrszeit zumal in nasser Kälte, veranlaßt dagegen Schnupfen, Katarrhe, Koliken, Rheumatismen, u. s. w. — Vorzüglich aber sorge man dafür, daß die Füße vor nasser Kälte, vor Erkältung und vor dem Erfrieren zweckmäßig verwahret werden. Ihre Verkältung hat einen auffallenden Einfluß auf die Verrichtungen des Unterleibes, verursacht zuweilen Diarrhöen, Koliken, asthenische Gedärmentzündungen, Krämpfe und andere Krankheiten aus Schwäche.

Digitized by Google

Die Bekleidung des Kopfes muß eher leicht als zu warm beschaffen seyn. Das zu heiße Verhalten giebt Gelegenheit besonders bei Kindern, zu allerhand Ausschlägen auf dem behaarten Theile des Kopfes, als z. B. Grind; bei Erwachsenen vermehrt es die Ausdünstung, und veranlaßt bei plötzlichem Entblößen des in Dunste und Schweiße befindlichen Kopfes Schnupfen, Katarrhe, Augenentzündungen, Rothlauf, u. d. gl.

Was von der Kleidung überhaupt im vorhergehenden gesagt worden ist, läßt sich füglich auch auf die Bettdecken anwenden, da diese nichts anders sind, als eine Art von Nichtleitern, in die wir uns beim Liegen einhüllen, um uns gegen die äußere Kälte zu schützen. Auch diese müssen so beschaffen seyn, daß der Körper immer in einer gemäßigten Temperatur bleibt, und nie zu sehr erhitzt werde. Die übrigen hieher gehörigen Vorsichtsregeln lassen sich leicht aus dem vorhergehenden ableiten.

Ein anderes ganz natürliches Mittel sich gegen die Kälte zu verwahren ist das Erwärmen und Heitzen der Zimmer. Hiebey kommt es in diätetischer Rücksicht auf den Grad der Wärme an, den man der in einem Zimmer eingeschlossenen Luft mittheilt, und auf die Art und Weise wie man dieses bewerkstelliget. Ein zu hoher Grad der Hitze überreitzt den Körper, verursacht Wallungen, häufige Ausdünstung, Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Ohnmach-

ten. Der plötzliche Uebergang aus einer sehr erhitzten Zimmerluft in die kalte athmosphärische Luft ziehet Schnupfen, Katarrhe, Husten, Lungenentzündungen nach sich. Wenn man unvorsichtigerweise aus einer kalten Luft plötzlich in ein heißes Zimmer eintritt, und die durch die Kunst erhitzte Luft einathmet: so wird die durch den Einfluß der kalten Luft erkältete und erregbarer gemachte Schleimhaut, welche die Nasenhöhle bekleidet, sich in den Rachen, in die Luftröhre und in die Lunge begiebt, durch den zu starken Reiz der Wärme affizirt, entzündet, und die Krankheit heißt dann nach Verschiedenheit des Sitzes und der sie begleitenden Zufälle Schnupfen, Katarrh, Halsentzündung, Lungenentzündung, u. s. w. Im entgegengesetzten Falle, wenn man aus einem heißen Zimmer in die Kälte hinauskommt, werden vor allen die Respirationsorgane ihres Wärmestoffes plötzlich beraubt, die Transpiration wird auf einmal unterdrückt, die übrigen Funktionen gestört, und diejenigen Theile des Körpers, welche unmittelbar der Einwirkung der Kälte ausgesetzt sind, zu Entzündungen prädisponirt. Oft bringt ein zu hoher und zu lange anhaltender Grad der Kälte krankhafte Mischungsveränderungen, Brandblattern, und zuweilen auch den Brand hervor. Die einmal erfrornen Glieder müßen mit der größten Behutsamkeit und mit dem gelindesten Grade von Wärme anfangs behandelt, und dieser darf nur allmählig vermehrt werden.

Digitized by Google

Die Erwärmung der Wohnungen geschiehet bei uns entweder vermittelst der Kamine, oder vermittelst der Oefen, oder endlich obgleich zum Glück viel seltner vermittelst der Kohlen. Die Kamine erwärmen die Zimmerluft ungleichförmig, zersetzen viel Lebensluft, veranlassen einen immerwährenden Luftzug in den Zimmern, und schaden zugleich den Augen, theils durch den Glanz des Feuers, theils durch das Flimmern der Flamme. Die Oefen sind die bequemsten Maschinen zur Erwärmung unserer Wohnungen; ihr vortheilhaftester Bau muß in der technischen Chemie angegeben werden. Die eisernen Oefen erhitzen die Zimmerluft zu schnell, verbreiten oft einen äußerst unangenehmen Dampf, der nicht selten die wüthendsten Kopfschmerzen verursacht. Die irrdenen Oefen scheinen der Gesundheit am zuträglichsten zu seyn; indem sie die Zimmerluft viel gleichförmiger durchwärmen, selten, (wenn sie einmal gehörig ausgebrannt sind) einen unangenehmen Geruch von sich geben, und die Wärme länger halten.

Es giebt keine schädlichere und dem Leben des Menschen nachtheiligere Art des Erwärmens, als die der Kohlen. Man hat so viele Beispiele von dem tödtlichen Dampf des Kohlendampfs, daß es beinahe unbegreiflich ist, wie man sich derselben noch so häufig, theils zur Erwärmung der Zimmer, theils zur Erwärmung des Unterleibes bedienen mag. Die Kohlen sind nicht nur dadurch schädlich, daß sie denjenigen Bestandtheil der Luft, den man Lebens-

Luft nennt (indem sie zum Leben der Thiere unumgänglich nothwendig ist) verzehren, und dafür Kohlenstoffluft, Luftsäure) die sich auch beim Gähren des Biers und des Weins, und bei andern Gährungsprozessen u. s. w. entwickelt) geben: sondern sie scheinen auch einen andern noch nicht genau untersuchten gas- oder dampfförmigen Stoff zu liefern, der die Reizbarkeit (Erregbarkeit) gleichsam auswetzt, und das Leben zerstört. Die gewöhnlichen schlimmen Folgen des Kohlendampfs sind Betäubung, Uebelkeiten, Ohnmachten, drückender Kopfschmerzen, Wallungen, Erbrechen, Abgeschlagenheit, Appetitlosigkeit, Erstickung. — — Das besonders bei den gemeinen Weibern gewöhnliche Erwärmen der Füße und des Unterleibes über den Kohlen, bewirkt Schwäche derjenigen Theile, die der unmittelbaren Einwirkung der Kohlen ausgesetzt sind, Blutflüsse, Krämpfungen, Kopfschmerzen, und wegen der ungleichförmigen Erhitzung des Körpers Rheumatismen, u. d. gl. — —Außer der Kälte, vor der wir uns vermittelst der Kleider und der künstlichen Wärme zu verwahren pflegen, muß man in diätetischer Hinsicht auch die in den Wohnungen eingeschlossene, mehr oder weniger verdorbene Luft in Betrachtung ziehen.

Es ist eine, Jedermann, der auch nur die Anfangsgründe der Naturlehre gelernt hat, bekannte Thatsache, daß die athmosphärische Luft ein Gemisch von mehrern Luftarten sey; daß dar-

unter zwey als die wesentlichsten vorzüglich unsere Aufmerksamkeit verdienen, nämlich: erstens diejenige Luftart, welche die Pflanzen im Sonnenschein (besonders sempervivum tectorum, arboreum, agave americana, insgemein Aloe genannt, cactus triangularis, conferva rivularis Flußwasserfaden) von sich geben, und welche man auch durch's Glühen des Salpeters, des Braunsteins, des Mennigs, und des rothen Queckſilberpräzipitats erhält; zweytens jene Luftart, welche zum Leben der Thiere untauglich ist, und die man daher Azot, Stickstoffgas, Stickstoffluft genannt hat. Hundert Theile athmosphärischer Luft enthalten insgemein 28 Theile Lebensluft und 72 Stickstoffgas, allein dies Verhältniß ändert sich manchmal nach den Jahrszeiten, Gegenden und andern Umständen. Nach den Beobachtungen des Hrn. Doctors Andreas Scherer (Geschichte Luftgüteprüfungslehre 11. B. pag. 12.) ist die Luft im Winter bei sehr kalter Witterung am reinsten; im Sommer hingegen und besonders im Herbst, wenn viel Regenwetter einfällt, ist sie nicht so rein. — — Ein ungewöhnlich warmes Wetter im Winter ändert die Güte der Luft. — Sumpf und Morastgegenden sind im Winter nicht so schädlich als im Sommer. Die Lebensluft ist diejenige Gasart (Luftart) die beim Athemhohlen in den Lungen zersetzt, und theils dem Blute, theils andern aus der Lunge auszuscheidenden Stoffen bei-

gemischt wird. *) Diese Luft ist auch zur Verbrennung der Körper unumgänglich nothwendig, und wird dabei zersetzt. Wenn also in einem bestimmten Raume die athmosphärische Luft eingeschlossen ist, und sich darin entweder lebende Thiere befinden, oder Feuer in derselben unterhalten wird: so muß sie nach und nach des Lebensstoffes beraubt, und sowohl zum Athemhohlen und zum Leben des Thiere, als auch zur Unterhaltung des Feuers untauglich gemacht werden. Läßt man die Thiere darin so lange, bis alle Lebensluft aufgezehrt ist: so werden sie unruhig, ängstlich, gerathen in Zuckungen und sterben; die brennenden Körper verlöschen in demselben allmählig. Dieß nun auf unsere Wohnungen im Winter angewandt; so wissen wir, daß man bei uns um die Wärme so viel möglich zu erhalten, die Wohnzimmer, theils durch doppelte Fenster, theils durch doppelte Thüren beinahe hermetisch verschließt, daß man nur selten reine Luft hineinläßt, und oft mehrere Tage hindurch sich in der nämlichen Athmosphäre aufhält. Das Beisammenseyn mehrerer Menschen in der nämlichen

*) Nach Menzie's Angabe athmet ein erwachsener Mensch in jeder Minute 720 Kubikzoll athmosphärische Luft ein, nach Goodwyn beträgt jeder Athemzug 109 Kubikzoll.

Luft, und das Brennen vieler Lichter muß also eine große Quantität der Lebensluft aufzehren. Wird diese nun nicht erneuert, so entstehen Aengstlichkeiten, Bangigkeiten, Kopfschmerzen, Schwindel, Niedergeschlagenheit, Mißmuth und alle Symptome einer allgemeinen Schwäche. *) Man kann dieß in allen großen Versammlungsorten, in Tanz- und Redoutensälen, Schauspielhäusern, (wenn man auch für die Erneuerung der Luft einigermaßen sorgt,) in jedem Winter beobachten, und sich davon überzeugen. Gegen das Ende einer jeden solchen Unterhaltung brennen die Lichter dunkler, schwächer; die Flamme verkleinert sich, und in dem Verhältniße wird auch das Athemholen beschwerlicher, ängstlicher, und der Kopf schwer, woran freilich außer der Verminderung der Lebensluft, auch die Ausdünstungen, der Staub, und der Dampf von Lichtern beträchtlichen Antheil haben. Je schwächer die Lunge und die ganze Organisation eines Menschen, je größer seine Reizbarkeit und Sensibilität, (Erregbarkeit) ist, deste

*) In Bengalen wurden 146 Engländer in einen Kerker, schwarze Höhle genannt, geworfen, und in einer Nacht starben davon 123. Im Jahr 1750 starben in London bei einer Verurtheilung einiger Uebelthäter fast auf der Stelle eine unglaubliche Menge Leute. Zimmermann von der Erfahrung. Zürch 1777 S. 468.

eher wird er in einer so verdorbenen Atmosphäre Beklemmungen, Uebelkeiten, und Unruhe fühlen. Hieraus ergiebt sich nun von selbst die Regel, daß man in Zimmern, wo mehrere Menschen beisammen sind, in Redout- und Tanzsälen, überhaupt auf Plätzen, wo mehrere Menschen zusammen kommen, für die Erneuerung der Luft, so viel möglich sorgen müsse, ohne jedoch durch ein plötzliches Einströhmen der kühlen Luft Verkältungen, und andere Krankheiten zu veranlassen.

Da Bewegung eines der zweckmäßigsten Mittel zur Erwärmung des Körpers und zur Erhaltung der Gesundheit ist: so muß man auch diese im Winter nicht vernachlässigen; wo man ohnehin mehr Speisen zu sich nimmt, und andere Reize, die sonst im Sommer auf uns einwirken, entbehrt. Zu den gewöhnlichen Bewegungen im Winter gehört das Reiten, Spazieren, Tanzen, Schlittenfahren. Von jedem nur etwas weniges. Das Reiten muß vorzüglich bei trockner Luft und nicht leicht dem Strohm des kalten Windes entgegen geschehen; am wenigsten darf man dabey reden oder sich erhitzen; weil man sich durch das schnelle und häufige Einathmen der schneidend kalten Luft, leicht Hals- und Lungenentzündungen, Katarrhe u. s. w. zuziehen kann. Der sich immer erneuernde Luftstrohm entziehet immer mehr und mehr den Wärmestoff den Theilen

des Körpers, die er berührt, beraubt sie eines der vorzüglichsten Reize, und schwächt den Organismus im Ganzen, und in seinen einzelnen Theilen; macht ihn gegen die Einwirkung einer zu unvorsichtig angebrachten Wärme desto empfindlicher, und veranlaßt hiedurch die obengenannten Krankheiten.

Das Spazierengehen muß so viel möglich in einer trocknen, reinen, und freyen Luft geschehen, nie heftig seyn; der Körper muß dabei zwar in eine angenehme mäßige Ausdünstung kommen, keineswegs aber in starken Schweiß gerathen, und plötzlich abgekühlet werden. Man hüte sich ja mit nüchternem Magen, besonders des Morgens, wo die Empfindlichkeit und Reizbarkeit (Erregbarkeit) größer ist, in eine neblichte, mit scharfen, dicken, und stinkenden Dünsten angefüllte Luft auszugehen. — Die Nahrung ist in einem solchen Fall das natürlichste und zweckmäßigste Stärkungsmittel, und setzt den Körper in Stand den schädlichen Potenzen zu widerstehen, ihren Einfluß zu vermindern, oder ihm wenigstens das Gleichgewicht zu halten.

Das Tanzen ist eine der gewöhnlichsten Unterhaltungen im Winter. Wenn dasselbe zu heftig mit zu großer Erhitzung des Körpers verbunden ist, wenn darauf plötzliche Erkältung, theils durch den Zutritt der kalten Luft, theils durch den Genuß al-

zukühler Getränke und Speisen erfolgt: so entstehen daraus leicht Katarrhe, Lungen- und Halsentzündungen, sogenannte Rheumatismen, Flüße u. s. w. Mir sind Beispiele von jungen Männern bekannt, die sich nach heftigem Tanzen erhitzt und von Schweiß triefend und nicht gehörig verwahrt, in die grimmigste Kälte begaben, plötzlich erstarrten, von einem allgemeinen langwierigen Rheumatismus befallen, und nur mit der größten Mühe aus ihrer schmerzhaften Krankheit herausgerissen wurden. — Auch bietet uns fast jeder Fasching Beispiele von ähnlichen Schlachtopfern unter dem schönen Geschlechte dar, die sich durch heftiges Tanzen, Lungensuchten, Nervenfieber und andere Krankheiten zugezogen haben, und in der Blüthe ihrer Jahre verwelkt und abgezehrt starben.

Die Schlittenfahrten in einer sehr kalten Luft bringen desto leichter die von der Verkältung herrührende Krankheiten hervor, weil der Körper dabey ruhig ist, und die Wärme von Innen durch zweckmäßige Bewegung nicht entwickelt wird.

Es wird vielleicht nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich hier etwas von dem Gebrauch der Speisen und Getränke im Winter sage. Im Durchschnitt genommen, hat man in dieser Jahrszeit mehr Appetit zu Speisen als im Sommer. Hingegen ist der Durst im Sommer größer als im Winter. Da im Winter viele Reize mangeln, die

sonst im Sommer auf den Organismus zu wirken pflegen, wie die Sonnenwärme (die sich durch keine künstliche Wärme nachmachen läßt) das Licht, die reine mit erquickenden Düften der Pflanzen geschwängerte Luft: so müssen dieselben durch eine hinlängliche Menge von Speisen, die man als die ausgiebigsten Reize betrachten muß, ersetzt werden. Auch scheint sich die natürliche Wärme, wenn sie durch Kleider, als schlechte Leiter zurückgehalten wird, mehr im Körper anzusammeln, da sie sich im Sommer mehr nach außen auszubreiten pflegt. Dieses mag nun auch vieles zur schnellen Verdauung der Nahrungsmittel beitragen. — Diejenigen Speisen die viel Nahrungsstoff enthalten, und verhältnißmäßig mehr reizen, als z. B. Fleischspeisen, schicken sich für diese Jahrszeit am besten, weil sie nicht nur den Körper wohl nähren, sondern die mangelnden Reize einigermassen ersetzen, und zur Festigkeit und Stärke des Körpers, der ohnehin im Winter leicht durch die Kälte und schwere Arbeiten geschwächt wird, viel beytragen.

In Ansehung der Getränke sowohl der Art, als der Menge nach, muß man die größte Behutsamkeit beobachten. Diejenigen Getränke, die weder zu wenig noch zu viel reizen, sind die zweckmäßigsten. Starke Weine, Brandwein, gebrannte Wasser, Liqueurs, zumal wenn man sich nach ihrem Genuß sogleich in die Kälte begiebt, überreizen

leicht und geschwinder, bringen Schwäche aus Ueberreitz hervor, machen schläfrig, matt, und beschleunigen in der Kälte das Erfrieren. Die Erfahrung lehrt, daß die Betrunkenen eher erstarren, als die Nüchtern. Beinahe in jedem starken Winter hört man von solchen Unglücksfällen, und erkundigt man sich nach allen Umständen, die vorhergegangen sind, so erfährt man meistens, daß die Erfrorenen betrunken waren.

Ueber den Einfluß der Gewohnheit in Anwendung der Aderlaß, und der abführenden Mittel.

von

Johann Malfatti,

Doktor der Heilkunde und Arzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien.

Die Macht und der Einfluß der Gewohnheit auf gesammte Verrichtungen des menschlichen Körpers, so wie auf die Erhaltung dessen Gesundheit und Heilung der Krankheiten, war von jeder ein Gegenstand von Bewunderung für Naturforscher, Philosophen und Aerzte. Sie ließen der Gewohnheit keine geringere Ehre wiederfahren, als sie für die

zweyte Natur anzusehen, daher das Sprichwort: Consuetudo est altera natura.

Diesem allem ohngeachtet, besitzen wir bis auf diese Stunde keine allgemeine Grundsätze, nach welchen man die mannichfaltigen Erscheinungen der Gewohnheit auf eine bestimmte, zusammenhängende und befriedigende Weise hätte erklären können. Der Grund dieses Ereignisses liegt in dem Mangel eines Systems in der Heilkunde, oder besser an dessen Mangel in der Naturwissenschaft lebender Organismen überhaupt. Der Unsterbliche Brown ersetzte erst diese Lücken durch sein System der Heilkunde, dessen Grundsätze zur Erklärung aller Erscheinungen, welche lebende Organismen darbieten, dienen, und uns nun auch in den Stand setzen, die mannichfaltigen Erscheinungen der Gewohnheit auf allgemeine und beständige Prinzipien gründen, und darstellen zu können.

Mit diesem Gegenstand beschäftige ich mich seit geraumer Zeit, — und werde auch nicht ermangeln in der Folge das Resultat meiner Betrachtungen in einer eigenen Abhandlung bekannt zu machen. Hier liefere ich blos einige Bruchstücke, welche Gewohnheit in Hinsicht auf die Anwendung des Aderlassens und der abführenden Mittel betreffen. Um jedoch dasjenige begreifen zu können, was ich über diesen Gegenstand vortragen werde, ist es nöthig nicht allein zu wissen, was wir unter Gewohnheit verstehen, wie man sie erlangt u. s. w. — sondern

zugleich die Ideen derjenigen Grundsätze zu haben, durch welche wir die Erscheinungen der Gewohnheit erklären werden.

Das menschliche Leben so wie jenes der Thiere und Pflanzen, ist das Produkt der Wirkung äußerer Einflüße auf die Erregbarkeit, d. i. auf eine Eigenschaft, welche allen Lebensfähigen Organismen zugetheilt ist. Indem die äußeren Einflüße, unter welchen wir den Wärme- und Lichtstoff, die Luft, Nahrung, das Blut u. s. w. rechnen, durch ihre Wirkung auf die Erregbarkeit, das Leben, d. i. die Erregung erzeugen, verzehren sie nach Verhältniß des Grades, mit dem sie wirken, die Erregbarkeit, gleich der Luft und Wärme, die indem sie auf eine Kerze wirken, und die Flamme, (Leben, Erregung) erzeugen, den Stoff der Kerze verzehren.

Von dem gehörigen Verhältnisse der erwähnten Einflüße, auch Reize genannt, zur Erregbarkeit hängt die Gesundheit ab, d. i. derjenige mittlere Grad von Erregung, welcher dem Organismus das Vermögen verleihet, die seinem Bau und seiner Bestimmung angemessene Verrichtungen auf eine zweckmäßige, leichte und angenehme Art auszuüben. Von dem Mißverhältniß der Bedingnisse des Lebens hängt der Zustand der Krankheiten ab, in welchen eine oder mehrere Verrichtungen auf eine zweckwidrige, erschwerte und unangenehme Art ausgeübet werden. Die Krankheiten, jene abgerechnet,

welche von Stöhrung der Organisation entspringen, kommen entweder von vermehrter oder vermindertter Erregung her. Im ersten Falle werden sie Sthenien, im zweyten Asthenien genannt.

Da die Reize, indem sie auf die Erregbarkeit wirken, diese Eigenschaft vermindern, so folgt das natürliche Gesetz.

Je mehr Reize auf die Erregbarkeit gewirket haben, desto weniger, und je weniger Reize, desto mehr Erregbarkeit besitzet der Organismus. Letzteres bemerken wir bei Kindern, welche, da noch wenige Reize auf sie gewirket haben, sehr erregbar, d. i. Reizempfänglich sind. Von ersteren geben uns alte Menschen dadurch einen Beweis, daß sie gegen alle nicht starke Reize, stumpf sind.

Unzählige Thatsachen, deren Erzählung hier nicht Platz finden kann, lehren, daß je erregbarer der Organismus, desto geringere Reize hinreichen, um die gehörige Erregung zu erzeugen, und umgekehrt. Daher ist eine mäßige Nahrung dem Kinde hinreichend, während dem sie weit zu gering für den Erwachsenen ausfallen würde. Doch dies geschieht alles innerhalb gewissen Gränzen, denn erhöhet sich die Erregbarkeit aus Mangel der Reize über einen gewissen Punkt, so entstehet dadurch Krankheit, und zwar aus Mangel an Erregung, d. i. aus Asthenie. Die Erregbarkeit kann nun-

lich nur in so fern die Erregung erzeugen, als sie so viele Kraft hat gegen die Reize zu wirken. Diese Kraft verliert sie nun aber, wenn sie über die Maßen zunimmt. So sind z. B. Kinder und geschwächte Damen sehr Reizempfänglich, oder wie man zu sagen pflegt, sehr empfindsam, aber eben deswegen weit entfernt kräftig zu seyn. — Diejenige Schwäche welche aus dem Mangel an Reiz, und der darauf erfolgten zu sehr erhöhten Erregbarkeit entspringt, heißt direkte Schwäche.

Wirken hingegen die Reize so mächtig oder so lange auf die Erregbarkeit, daß diese Eigenschaft unter dem Grade steht, bei welchen die gewöhnliche Kraft der Reize, die der Gesundheit angemessene mittlere Erregung erzeugen kann, so entsteht wieder Mangel an Erregung, Asthenie. Da aber der Grund dieser Schwäche nicht im Mangel an Reiz, sondern im Uebermaß desselben liegt, und nicht erhöhte, sondern verminderte Erregbarkeit zum Grund hat, so wird sie indirekte Schwäche genannt.

Sobald die Reize auf den Menschen zu heftig oder zu gelind wirken, so steigt oder fällt die Erregung dergestalt, daß, wo nicht eine sthenische oder asthenische Krankheit entsteht, dennoch die Verrichtungen der verschiedenen Organe nicht mehr so angenehm als vorher von statten gehen. Das unangenehme Gefühl, welches dadurch entstehet, spornt nun den Menschen an sich diejenigen Reize zu ver-

schaffen, derer Mangel er in der Stöhrung seines Wohlbefindens wahrnimmt, oder sich derjenigen zu entledigen, die einen unangenehmen Eindruck auf ihn machen.

Ein Mensch, welcher seine gesunde Erregung, z. B. durch den Genuß einer bestimmten Menge Fleischnahrung und Weins eine geraume Zeit hindurch erzeugte, — fällt in Uebelbefinden, wenn jene Reize mangeln, d. i. sein Organismus erhält nicht denjenigen Grad von Erregung, welcher zur leichten angenehmen Ausübung der Verrichtungen nöthig ist. Er sehnet sich daher nach jenen Reizen; — dieß ist eine Erscheinung der Gewohnheit. — Das nämliche geschieht demjenigen, dessen Erregbarkeit durch eine reine Bergluft, größere Wärme, stärkere Bewegung schon vermindert, also außer Stand gesetzt wurde, durch geringere Reize den gehörigen Grad der Erregung zu erzeugen, wenn er Sumpfluft einathmen, kalte Gegenden bewohnen, oder sich ruhig zu halten gezwungen findet. Immer zieht hier die erfolgte unangenehme Empfindung das Sehnen nach der Anwendung des vermißten Reizes nach sich.

Aber auch umgekehrt: Wer seine Erregbarkeit durch die oftmalige Entziehung dieses oder jenes, oder mehrerer Reize so erhöht hat, daß die gewöhnliche Kraft der Reize zu heftig ist, — dieser sucht die hierauf erfolgte unangenehme Empfindung dadurch zu vermeiden, daß er alles anwendet, um die für ihn

allzuheftige Wirkung der Reize zu vermindern. Wer an eine sparsame Kost gewöhnet war, — d. i. wer durch den mäßigen Reiz der Nahrung sich die gehörige Erregung verschaffen konnte, und nun auf einmal zu viel ißt, d. i. zu viel Reiz anwendet, — bei diesem erzeuget das hierauf erfolgte Uebermaß der Erregung, oder die nachher entstandene indirekte Schwäche, eine solche unangenehme Empfindung, daß er alles versucht, um sich des übermäßigen Reizes zu befreien. Ein Mensch, von dem Sanktorius erzählet, hatte seine Erregbarkeit so an die gelinde Wirkung derjenigen Reize gewöhnet, die in einem Gefängniße, in welchem er lange eingeschlossen war, auf sie wirkten, daß er erkrankte, als bey seiner Freylassung dieß Verhältniß gehoben, und er einer großen Summe von Reizen ausgesetzt wurde. Auch genaß dieser Mensch nicht eher, als bis er bey einer neuen Veranlassung wieder seine vorige Wohnung betretten mußte. Albert kannte eine Krankenwärterin im Hôtel de Dieu zu Paris, welche, da sie jährlich einmal gezwungen war auf das Land zu gehen, jedesmal erkrankte, und nur durch das Einathmen der Spitalluft wieder die Gesundheit erhielt.

Alle die bisher angeführte Erklärungen scheinen uns zu berechtigen, folgende Definition der Gewohnheit zu liefern:

Gewohnheit ist die Nothwendigkeit in welcher sich der Mensch befindet, sei-

nem Körper diejenigen Reize, oder ihre Entfernung zu verschaffen, welche der Zustand, der durch ihre wiederholte, oder anhaltende Anwendung oder Entfernung verzehrten oder angehäuften Erregbarkeit erfordert, um diejenige Erregung zu erzeugen, welche alle Organen in Stand setzt, die ihrem Bau angemessenen Verrichtungen auf eine zweckmäßige leichte und angenehme Art auszuüben.

Aus dieser Definition erhellet, daß wir eine doppelte Gewohnheit haben, nämlich diejenige, welche die Anwendung der Reize, — und jene, welche die Entfernung derselben erfordert. Erstere soll positive, zweytere negative Gewohnheit genannt werden.

Es erhellet ferner, daß die positive Gewohnheit Krankheiten von indirekter, die negative aber Uebel von direkter Schwäche erzeugen könne.

Dieß alles vorausgesetzt wird es uns nicht schwer fallen, die Erscheinungen der Gewohnheit in Hinsicht der Aderlaß und abführenden Mitteln zu erklären.

Zuerst von der Aderlaß.

Das Blut gehöret unter diejenigen Reize, deren Wirkung auf die Erregbarkeit, das Leben, (Erregung) erzeuget. Ein mäßiger Grad des Blutrei-

ges, — welcher sowohl von der Quantität als Qualität dieser Flüssigkeit herrühret, — bringt diejenige Erregung hervor, welche die Gesundheit ausmacht. Bey erwachsenen Personen soll die mittlere Blutmenge in 30 Pfund bestehen. Was die Qualität betrift, so wissen wir sehr wenig in Rücksicht ihres Ursprungs und ihrer Eigenschaften, — denn alles was die Aerzte von dickem, zähen, dünnen, verdorbenen Blut sagen, sind Dinge, die sie nicht beweisen können. So viel wissen wir aber sicher, daß das Blut zwey Quellen habe, nämlich die Nahrungsmittel, und den Sauerstoff in der Atmosphäre, welcher sich in den Lungen mit dem Blut verbindet, und ihm die rothe Farbe mittheilt.

Sobald nun wegen zu reichlich oder zu sparsam genossenen Speisen, — so wie wegen zu reiner oder zu verdorbener eingeathmeter Luft, — die Quantität oder Qualität des Blutes mehr oder weniger reizend werden; — folglich die Erregung zu oder abnimmt; — so entsteht ein Unbehagen in dem ganzen System, vorzüglich aber in den Blutgefäßen, welches die Entfernung der das Wohlbefinden stöhrenden Ursachen rege macht.

Der Umstand, bey welchen die Menge des Bluts diejenige übersteiget, welche zur Erzeugung des vollkommensten Wohlbefindens erforderlich ist, trift sehr selten und nur in der Blüthe der Jahre, besonders bey Männern, die sich reichlich nähren, wenig Säfte verschwenden, frohen Gemüths sind,

u. s. w. ein. Daher kann man festsetzen, daß die positive Gewohnheit in Hinsicht des Blutes selten verletzet wird, und daß folglich die Verminderung dieses Reizes selten Platz finden kann.

Ganz anders verhält es sich mit der negativen Gewohnheit. Unzählige Umstände veranlassen nämlich, daß, wegen Mangel an den Quellen, aus welchen das Blut bereitet wird, oder wegen Schwäche derjenigen Organe, welche es bearbeiten, so wie auch wegen Verschwendung des Blutes, oder der davon abgeänderten Säfte, die Erregbarkeit nicht allein an einen geringern Blutreiz gewöhnet, sondern selbst so erhöhet wird, daß sie weder diesen noch irgend einen andern Reiz in dem Verhältniß ertragen kann, in welchem es der Organismus erfodert, um eine der Gesundheit angemessene Erregung zu erhalten. Vermehrt sich unter diesen Umständen der Blutreiz auch nur in etwas, so entstehen schon Zufälle, welche die Beleidigung der negativen Gewohnheit anzeigen. Es erscheinet Röthe des Gesichts, Schwindel, Kopfwehe, Funkeln vor den Augen, Ohrensausen, Herzklopfen, Zittern, mit einem Wort alle jene Zufälle, welche gewöhnlich unter dem Nahmen Wallungen begriffen werden. Nachdem nun diese Zufälle mehr oder weniger dringend sind, glauben Aerzte und Layen mehr oder weniger die Aderlässe nöthig. Sie finden sich in ihrer Meynung auch wirklich bestättiget, denn nicht selten entsteht unter solchen Umstän-

den eine Besserung auf die Verminderung des Blutes. — Wie lange dauert aber diese Besserung? bis sich wieder etwas mehr Blut ansammelt, als der angehäufte Zustand der Erregbarkeit zu ertragen geeignet ist. — Da aber nun durch die vorausgegangene Aderläße der Körper schon wieder erregbarer gemacht wurde, als er es vorher war, so erhellet ganz deutlich, daß die Nothwendigkeit der zweyten Aderläße weit früher und mit weit dringendern Zufällen, denn das erstemal eintretten wird. Die Besserung, welche jedoch dort folgte, läßt ein ähnliches Schicksal auch wieder hier hoffen, — daher wird wieder Abergelassen. — Es erfolgt auch wieder abermals Besserung. Ihre Dauer ist aber noch kürzer, — denn bald tretten wieder die Zufälle ein, welche die größere Ansammlung des Blutes anzeigen. Dem zufolge versteht man sich neuerdings zu einer Aderläße . . . und so fort! . . . wie lange? — bis die Erregbarkeit so angehäuft ist, daß sie gar keinen Reiz mehr ertragen, und keine gesunde Erregung mehr erzeugen kann, — bis jede kleine Bewegung, jede Gemüthserschütterung, jedes geistige Getränke Herzklopfen, Wallung, und weiß Gott was für Unbequemlichkeiten hervorbringen, — bis die fürchterlichsten Nervenkrankheiten das End eines armseligen Lebens wünschen machen, und dieser Wunsch von einer dazukommenden Wassersucht unter den größten Qualen befriediget wird. — Dieß ist die Be-

schreibung und Erklärung der Folgen der Gewohnheits-Aderläßen! —

Wer unter meinen Lesern wird bey der Beherzigung dieser Beschreibung nicht den Wunsch äußern zu wissen; wie man sich vor einer so schädlichen Gewohnheit bewahren, — oder, wenn man sich derselben schon einmal unterworfen hat, befreien könne? —

Was den ersten Punkt betrift, so bleibet nichts übrig als die Schaar derjenigen Aerzte zu vermeiden, welche ohne alle Rücksicht das Blut ihrer Pazienten den irrigsten Theorien zum Opfer bringen. Man wird antworten, — ja, diese Leute haben dennoch den Herren A. den Herren Z. durch Aderlassen kurirt. — Dieß mag seyn. Hier war aber das Uebel entweder blos sthenisch, — also nicht der Fall, von welchem wir sprechen, — oder, was auch öfters geschiehet, die Heilung blos scheinbar und augenblicklich. Ja, dieser letzte Fall tritt sehr oft ein, und verleitet dann sowohl Aerzte als Nichtärzte einer so schädlichen Methode zu huldigen: denn was nützt mir eine Heilart, welche mich auf einen Augenblick von diesem oder jenem Krankheitszufall, z. B. von Wallungen befreiet, mich aber in der Folge für immer den fürchterlichsten Uebeln, als Wasser- oder Lungensuchten preiß gibt? dieß ist sicher der Fall mit dem Aderlaßen bey asthenischen Krankheiten, — denn daß wir ihren Gebrauch bey sthenischen

Uebeln verdammen, ist eine von der Unwissenheit oder Verläumdung aufgebrachte Sage.

Doch kommen selbst diejenigen Aerzte von dem großen Mißbrauch der Aderläße zurück, welche noch vor einigen Jahren unbarmherzig mit dem Blut ihrer Pazienten umgingen. Sie werden wenigstens behutsamer. Daher stellen sie in zweifelhaften Fällen die sogenannte Probieraderläße an. — Aber guter Gott! — was soll das heißen? — Eine unschädliche Probe ist in allen Dingen derjenige Versuch, welcher, wenn er auch mißlingt, keine böse Folgen, oder solche Folgen hat, die wieder gut gemacht werden können. Dieß ist aber keineswegs der Fall mit der Aderläße, da das einmal herausgelassene Blut nicht mehr in die Adern gebracht werden kann, wenn man auch noch so deutlich sieht, daß die Aderläße schädlich war. Ja, antworten jene Herren, — bey der Probieraderläße wird so wenig Blut herausgelassen, daß es auf jeden Fall nicht schaden kann. — Also auch nicht nützen kann, — so schließen wir, denn entweder ist die Verminderung so beschaffen, daß sie der Körper empfindet, oder nicht. Im ersten Fall muß Besserung oder Verschlimmerung erfolgen, — im zweyten ist es aber so viel, als hätte man gar nichts gethan. Aber geben wir auch zu, daß gleich auf die Probaderläße Besserung folge. Ist das ein Beweis, daß die Aderläße angezeigt war? — daß man nun herzhaft fort aderlassen könne? Wahrlich nicht! Augenblick-

liche Besserung folgt auf die Aderläße selbst in den Krankheiten, wo sie offenbar schadet, als bey Brustwassersuchten, und bey Wallungen aus direkter Schwäche, wie wir bewiesen haben. Sie kann also die Wiederholung der Aderläße keineswegs bestimmen. Doch genug hievon — und zur Erklärung des zweyten Punktes, nämlich zur Beantwortung der Frage:

Was hat derjenige zu thun, welcher bereits die Gewohnheit besitzt, sich ein oder mehrere Male des Jahres ader zu lassen, um sich diesen Gebrauch abzugewöhnen? Er muß vor allem überzeugt seyn, daß die Zufälle von Wallung und Reiz, die er empfindet, wenn die Periode der gewöhnten Aderläße sich annähert, oder schon vorbey ist, nicht von einem wahren positiven Ueberfluß des Bluts, sondern blos von einer über die Gränzen der Gesundheit erhobenen Erregbarkeit, die jeden schwohl geringen Reiz nicht ertragen kann, folglich blos von einer relativ zu reichlichen Blutmenge herrühre. Dieß kann jedermann durch den bloßen gesunden Menschenverstand geleitet einsehen. Man betrachte einen starken wohlgenährten Grenadier, — und sich selber, und stelle dann einen Vergleich dadurch an, daß man sagt: dieser starke Mann hat gewiß mehr Blut, als ich schwache verzärtelte Dame, oder ich erschöpfter Mann. Dennoch leidet er an keinen Wallungen, — das Blut beläßtiget ihn kei-

neswegs, er erspart es, um es für das Vaterland, nicht einer medizinischen Grille halber, zu vergeßen. — Die Ursache meiner Wallungen muß also nicht in einem positiven Ueberfluß an Blut, sondern in der großen Erregbarkeit meines Körpers liegen. Hat uns der gesunde Menschenverstand einmal so weit geführet, — so fällt es leicht, sich zu überzeugen, daß, um Wallungen gründlich zu entfernen, man seine Zuflucht nicht zu Aderläßen, welche blos augenblickliche Besserung, und beständige Vermehrung des Uebels, — d. i. immer sich anhäufende Erregbarkeit, — erzeugen, nehmen müsse, — sondern Mittel anzuwenden habe, welche im Stand sind die zu große Erregbarkeit zu vermindern, und so den Körper in den Stand zu setzen, denjenigen Grad des Blutreizes zu ertragen, welcher erfordert wird, damit die der Gesundheit angemessene Erregung entstehen könne. Auf diese Art wird die vermeinte Nothwendigkeit der Gewohnheitsaderläße weit seltner einzutretten drohen, ja! man wird bald keine Spuren davon mehr entdecken, und die Gesundheit wird sich immer mehr befestigen.

Welches Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, d. h. zur Verminderung der überflüssigen Erregbarkeit, angewendet werden müße, sollten die Aerzte wissen, — sie wissen es aber nicht. Daher führen wir dasselbe an. Es ist nicht neu, — ein Umstand, den man so sehr fürchtet, — sondern von dem berühmten Haller entdeckt, dessen Nahmen

es auch trägt, — wir sprechen von dem Elixirium acidum Halleri. Die Versuche jenes unsterblichen Mannes lehren nämlich, daß der vorzüglichste Bestandtheil dieses Elixirs, die Vitriolsäure (Schwefelsäure) die Erregbarkeit (Reizbarkeit) des ganzen Körpers, vorzüglich aber jene der Blutgefäße vermindere, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, reizerträglicher mache. Mein würdiger Lehrer in der praktischen Heilkunde, Hofrath und Professor Frank hat diese Versuche benützt, und durch unzählige Erfahrungen am Krankenbette bewiesen, daß das Elixirium acidum Halleri unter die vorzüglichsten Mittel gehöre, um die zu sehr angehäufte Erregbarkeit besonders der Blutbehälter zu vermindern, und daher in unserm Falle göttliche Dienste leiste. Die beßte Art dieses Mittel zu nehmen ist, wenn man zwey Quintchen desselben mit vier Loth Himbeersaft vermischt, und einen Eßlöffel voll dieses Gemisches unter ein Seitel Wasser thut, und nach und nach innerhalb 24 Stunden verbraucht.

Hat man einmal durch das Elixirium acidum Halleri die Erregbarkeit vermindert, so schreitet man zu größeren Reizen, vorzüglich zu der sogenannten Tinctura martis pomata, wovon wir ein halbes Quintchen in zwey Loth Pomeranzenblüthenwasser so verschreiben, daß der Pazient täglich drey Kaffeelöffel voll davon nehme. Durch diese und ähnliche Mittel stimmet man die Erregbarkeit so auf

den Punkt der Gesundheit herab, daß sie alle zum Wohlbefinden erforderliche Reize, also auch die gehörige Blutmenge, ohne Uebelbefinden ertragen kann.

Aber nicht allein die erkünstelte Blutausleerung erzeugt eine negative Gewohnheit in Hinsicht dieses Reizes, sondern dieser Fall tritt selbst mit denjenigen Blutausleerungen ein, die von selbst, als Wirkung von Krankheiten entstehen, wie z. B. der Blutfluß aus der Nase, Lunge, Gebährmutter, Hemorrhoidalgefäßen. Selten oder niemals entstehen solche Blutflüsse aus wirklichem positivem Ueberfluß des Blutes, — sondern meistens liegt erhöhte Erregbarkeit, d. i. Schwäche zum Grund. Daher erklärt man auch, wie diese Blutflüsse so leicht eine gewisse Ordnung halten, und zur Gewohnheit werden. Sobald nämlich die Menge des Blutes nur um ein wenig den gewöhnten Blutmangel übersteigt, so kann die Erregbarkeit den Reiz nicht mehr ertragen, die Gefäße werden überreizt, — sondern Blut ab, oder bersten gar, was jedoch auch wieder gegen die allgemeine Meinung, selten der Fall ist. — Aus allem diesem läßt sich sowohl der augenblickliche Nutzen der Aderläße, durch welche die Aerzte gewöhnlich jene Blutflüsse unterstützen, als die traurigen Folgen, welche sie nach sich ziehen, erklären.

Erlaubte es der Raum, so würden wir, wo nicht beweisen, dennoch wahrscheinlich machen, daß selbst die Entstehung des monatlichen Flusses

nach ähnlichen Gesetzen der Gewohnheit sich erklären lasse, — so aber sehen wir uns gezwungen zu einem andern Gegenstand überzugehen, nämlich zur Gewohnheit in Hinsicht der

Abführungsmittel.

Wann man den Reiz der Nahrung im Uebermaaß anwendet, so wird dadurch die Erregbarkeit des Darmkanals vermindert; — daher reicht der Reiz der in ihm enthaltenen Stoffe nicht mehr hin, um die wurmförmige Bewegung der Gedärme rege zu machen; es entsteht Leibesverstopfung, Verderbniß der zurückgehaltenen Materien, — und jene Krankheit, welche man gastrisches Uebel nennet. Die Heilmethode ist hier Anwendung derjenigen Arzneyen, von welchen die Erfahrung gelehret hat, daß sie vorzüglich den Darmkanal inzitiren, und welche unter dem Nahmen abführende Mittel bekannt sind, damit die wurmförmige Bewegung durch ihren künstlichen Reiz hergestellet, und dadurch die zurückgebliebenen Stoffe ausgeleeret werden. Der nämliche Reiz, welcher die wurmförmige Bewegung der Gedärme befördert, erzeugt auch eine vermehrte Absönderung verschiedener Säfte; durch sie werden nun die in dem Darmkanal enthaltenen Materien flüssiger gemacht; und so die Ausleerung derselben immer vermehrt und erleichtert. Daher ist die Wirkung der abfüh-

Digitized by Google

renden Mittel doppelt, d. i. ihre erste Wirkung besteht im Reiz — ihre zweyte in Entfernung der Reize.

Hieraus läßt sich erklären, wie und warum die abführenden Mittel bald stärken bald schwächen. Sie stärken vermög ihres Reizes, wenn keine zu heftige oder blos eine solche Ausleerung entsteht, vermög welcher schädliche Stoffe weggeschaft werden. Ueberwiegt hingegen die Ausleerung den Reiz, oder werden anstatt positiv schädlicher Substanzen die besten Säfte des Körpers weggeschaft und verschwendet, so schwächen sie auffallend.

In welchen Krankheiten müssen also die abführenden Mittel gebraucht werden? — Antwort: in solchen, wo die Speisen im Uebermaaß genossen, und von freien Stücken nicht weggeschaft werden, — dort wo positiv schädliche verdorbene Substanzen im Darmkanal herbergen, — und endlich wo man die Absicht hat, dem Körper Reize zu entziehen. Dieser letzte Fall tritt bei sthenischen Krankheiten ein, bei welchen die abführenden Mittel öfters die Stelle der Aderläße vertreten können.

Diese Fälle, wird man mir einwenden, sind aber bei weitem nicht alle diejenigen, in welchen die Aerzte zum Abführen geben. Leider ist dieß auch wahr, — und hierin bestehet der Mißbrauch der abführenden Mittel, an welchen viele Leute so gewöhnt sind, daß sie ohne die Fortsetzung desselben

nicht mehr gesund leben können, oder wenigstens nicht gesund leben zu können glauben.

Die Gewohnheit, von welcher wir hier reden, ist theils positiv, theils negativ.

Die positive Gewohnheit erkläret sich so. Die Erregbarkeit des Darmkanals wird durch die wiederhohlte Anwendung des Reizes der abführenden Mittel vermindert, — daher finden die gewöhnlichen Reize, d. i. die in dem Schlauche enthaltenen Stoffe keinen Eingang mehr, die Darmerregbarkeit empfindet ihren Reiz nicht, — es kann folglich auf denselben keine Zusammenziehung der Muskelfasern der Gedärme, und also auch keine Oeffnung erfolgen. Daher wird ein heftigerer künstlicher Reiz erfordert, um sich von dem durch die Verstopfung entstandenen Uebelbefinden zu befreien. Man nimmt abermal zum Abführen, und zwar mit Linderung. Da aber jede Wiederhohlung des Reizes der abführenden Mittel, die Erregbarkeit des Darmkanals immer mehr vermindert, — so sieht man leicht ein, daß, obwohl durch die Anwendung der gewöhnten abführenden Mittel, das Uebel für den Augenblick erleichtert, dessen Quelle jedoch für immer vermehret wird. Aber nicht genug! —

Gemäß den Gesetzen der negativen Gewohnheit ereignen sich Erscheinungen, welche das Uebel noch vergrößern. Die Leber, das Pankreas,

und die Gefäße und Drüsen, welche sich im Darmkanal befinden, sind durch die wiederhohlte Entfernung und Ausleerung der von ihnen abgesönderten oder in ihnen enthaltenen Stoffe, sehr erregbar geworden. Daher können sie bei der geringsten Ansammlung derselben ihren Reiz nicht mehr ertragen, und übergießen folglich damit ausser der gehörigen Zeit den Darmkanal. Die hiedurch entstandene Ansammlung verschiedener Säfte, besonders der Galle, erzeugt Uebelbefinden, Grimmen, Mangel an Appetit, bitteren Mund, Aufstoßen, Blähungen, u. s. w. — So entstehet eine neue Nothwendigkeit sich zu purgiren, die aber, wie leicht vorauszusehen ist, das Uebel blos palliativ vermindert, — die Ursache aber immer vermehrt.

So leicht es uns gefallen ist, die Entstehung der Gewohnheit in Hinsicht der Abführungsmittel zu erklären, — eben so leicht würde es uns fallen alle die Folgen dieser bösen Gewohnheit ausführlich und eingreiflich zu schildern, wenn es uns der Raum erlaubte. Die Unbequemlichkeit ohne künstliche Reize keine Oeffnung bekommen zu können, ist nämlich nicht das einzige Uebel, welches die Gewohnheit der abführenden Arzneyen erzeugt. Ja! man wird sie leicht als das geringste Uebel ansehen, wenn man betrachtet, daß durch den Reiz der abführenden Mittel die Erregbarkeit der Gedärme so ab = — und jene der verschiedenen Drüsen und Gefäße so

zunimmt, — daß die Organe, welche das Geschäft der Verdauung verrichten sollten, nie die dazu erforderliche Erregung erhalten können. Da aber nun die Verdauung die vorzüglichste Quelle des Blutes ist, da das Blut dem Geschäft der Ernährung vorstehet, so sieht man leicht ein, welche Folgen die Gewohnheit an abführende Mittel erzeugen muß. Hieher gehören die Qualen der Hypochondrie, die Unverdaulichkeit, die Verstopfungen der Eingeweide, die Gelbsucht, und vorzüglich die goldene Ader. Unter die verschiedenen Ursachen, die dieses Uebel erzeugen, gehört nämlich ohnfehlbar der Mißbrauch der abführenden Mittel. Sie schwächen indirekt und direkt die Blutgefäße des Darmkanals und erzeugen so diejenige asthenische Entzündung, welche nach Verschiedenheit ihrer Heftigkeit, bald eine schleimichte, blutigte, oder auch gar keine Absonderung (blinde Hämorrhoiden) darbietet. Daher läßt sich so leicht erklären, warum unsere Väter so wenig, und wir so sehr diesem Uebel unterworfen sind. Das Abführen war nämlich nie so sehr in der Mode als itzt.

Was man zu thun habe um sich vor der übeln Gewohnheit an abführende Mittel zu bewahren, — läßt sich leicht aus demjenigen begreiffen, was wir über diesen Gegenstand in Hinsicht der Aderläße gesagt haben. Es bleibt mir nur noch die Regel hinzuzufügen, sich an ordentliche Stuhl-

Digitized by Google

gänge zu gewöhnen, und nie Oeffnung zu unterdrücken, wenn man Reiz dazu empfindet. Durch die erste Maßregel wird die Erregbarkeit nie gegen den Reiz der auszuleerenden Stoffe stumpf, sondern gibt ihm jedesmal nach, wenn er durch die gewöhnliche Summe von genossenen Nahrungsmitteln in einem gewissen Grad das Wirkungsvermögen erregt. Durch die zweyte Maßregel wird dieser nämliche Zweck erreicht, besonders aber die zu große Verminderung der Erregbarkeit des Darmkanals verhindert, welche durch das Zurückhalten des Unraths entstehet; — und welche macht, daß, wenn man einmal den Drang zum Stuhlgang überwältiget hat, man auf lange Zeit keinen Stuhl bekömmt. — Doch muß man auch die Befolgung dieser Regeln innerhalb gewisser Gränzen beobachten, und nicht wie es manche zu thun pflegen, den halben Tag meistens auf dem Leibstuhl zubringen.

Nicht so leicht läßt sich voraus sehen, was zu thun ist, wenn man sich einmal an die abführenden Arzneyen gewöhnet hat.

Man muß hier fürs erste diejenige Regel beobachten, welche der dem Trunke ergebene befolgen muß, — wenn er ernstlich den Mißbrauch des Weines vermeiden will. — Plötzlich kann er von seiner Gewohnheit ohne große Gefahr von Krankheiten nicht abstehen. Dieß kann er aber ohne in-

gend ein Besorgniß nach und nach. Eben so hat sich der an Purganzen gewöhnte zu verhalten. Er vermeide, so lang er ohne merkliches Uebelbefinden kann, die abführenden Mittel. Ist die Gewohnheit nicht sehr eingewurzelt, so ist dieß meistens hinreichend, um sie zu verlieren. Geschieht dieß nicht, — kann der Pazient nicht länger widerstehen, — so nehme er ein Abführungsmittel. Dieß muß aber sowohl in Hinsicht der Qualität als Quantität geringer seyn, als die bisher gewöhnten waren. Es wird dessen ohnerachtet wirken, — wenn man die Zeit der Gewohnheit vorbeistreichen gelassen, — und daher die Erregbarkeit sich etwas mehr angesammlet hat, und deswegen leichter den Reiz der Purganz empfindet. Hat es nun einmal so gewirkt, daß ein oder zwey, höchstens drey Stühle erfolgt sind, (denn mehrere Stühle würden das Uebel verschlimmern, und gewiß überflüßig seyn) — so muß der Pazient schon wieder eine längere Zeit aussetzen, bevor er ein neues Abführungsmittel nimmt, wenn dieses anderst noch nöthig ist. In diesem Falle muß wieder die Verminderung der Dose, und wo möglich jene der reizenden Eigenschaft des Purgiermittels, beobachtet werden, und so fort bis zur vollkommenen Entwöhnung.

Manchmal ist es sehr gut, anstatt der privilegirten abführenden Mittel, solche Mittel zu

nehmen, die ebenfalls vorzüglich den Darmkanal reizen, aber dennoch nicht bis auf den Grad, daß deklarirtes Abweichen entstehet. Diese Eigenschaft besitzen alle bittern Mittel, unter welchen wir dem Quaßiaholz mit heißem Wasser infundirt den Vorzug geben. Doch auch diese Mittel muß man nicht zu lange brauchen, damit ihr Reiz nicht nothwendig wird.

Digitized by Google

Geschichte,

einer übrigens gesunden Person mit einem von aussen sichtbaren Loche im Magen.

von

Doktor Jakob Helm,
praktischem Arzte zu Wien.

Eine Krankengeschichte in einem Taschenbuch! — Pfui! die schicket sich wirklich nicht hieher. So werden manche unserer Leser denken und sagen, ohne zu überlegen, daß hier die Rede von dem Magen ist, also von einem Organ, welches, wenn man es auch nicht mit einigen Philosophen für den Sitz der Seele ansehen will, — dennoch von dem größten Haufen der Menschen für die Wagschaale des bürgerlichen Glückes betrachtet wird, — und dessen Krankheiten folglich ein ganz besonderes Interesse erwecken. Die Krankengeschichte, welche wir erzählen werden, verdient auch theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen den Betrachtungen im Betreff der Lehre der Verdauung, zu denen sie führet, das besondere Interesse unserer Leser. Doch zur Sache!

Theresia Petzin 56 Jahre alt, aus Braitenwaida in N. Oest., Ehefrau eines Strohschneiders, Mutter von sieben Kindern, litt seit 18 Jahren öfters an Erbrechen, Bauchschmerzen, und oberflächlicher Entzündung in der Magengegend. Dagegen suchte sie keine ärztliche Hilfe. Im Jahr 1786 fiengen die erwähnten Zufälle an heftiger zu werden, — und wuchsen nun an Gewalt bis 1797. — Während diesen 11 Jahren zeigte sich auch eine Geschwulst in der Magengegend, die endlich aufbrach. Hiebei ereignete sich der seltsame Fall, daß nicht allein aus dem Geschwüre alle genossene Speisen und Getränke hervortraten, sondern selbst die innere Haut des Magens gegen 2 Zoll vorfiel. Es blieb daher kein Zweifel mehr übrig, daß dieses Geschwür mit der inneren Höhle des Magens in Gemeinschaft stehe. Hievon konnte man sich noch mehr durch das Gefühl überzeugen. Nichts leichters war nämlich, als einen Finger in die Magenhöhle zu bringen, und selbst das Klopfen der inneren Pulsader zu fühlen. Hiebei spürte die Patientin weder Schmerz noch Eckel.

Unter diesen Umständen suchte die Unglückliche anno 1798 in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien Hilfe. Ein dortiger Wundarzt trachtete durch einen äusseren Druck mittelst einer Maschine den vorgefallenen Theil des Magens zurückzubringen, in der Hoffnung, die Ränder des Geschwüres würden sich von selbst vereinigen, wenn der Ausfluß der ge-

nossenen Dinge durch jenen Druck verhindert würde. Seine Hoffnung ward, wie leicht vorauszusehen, getäuscht. Ja! die Pazientin befand sich sehr übel bei der Anwendung dieses Druckes. Der Magen verhielt sich nämlich dabei nicht passiv, sondern wirkte gegen den Druck der Maschine so heftig, daß er sie herausstieß. Die Pazientin entschloß sich daher, nichts mehr zu gebrauchen, und kehrte in ihre Heimath zurück.

Während ihrem Aufenthalt in Wien bemerkte man, daß bei dem Genuß der Milch dieselbe alsobald geronnen ausstoß. Sie erklärte damals, daß unter aller Nahrung ihr keine besser behage, d. i. ihr weniger Schmerzen verursache, als rohes Sauerkraut, saure Rüben, Salat, u. s. w. Empfand sie jedoch von diesen Speisen einiges Unbehagen, so ergriff sie ein sehr natürliches Mittel, um welches sie mancher Vielfraß beneiden wird: sie zog mit ihrem Finger die überflüssige Speise durch die beschriebene Oeffnung aus dem Magen. Sodann spühlte sie dieses Eingeweide durch Wassertrinken aus, — welches ihr jedesmal Linderung schafte, und die Eßlust erneuerte.

Bei der Rückkehr in die Heimath befand sich die Kranke ziemlich wohl, und ernährte sich mit ihrer gewöhnlichen Bauernkost. Im verflossenen Jahre litt sie jedoch an einer Haut- und Bauchwassersucht, von der sie ohne Arzney nach 5 Monaten hergestellt wurde.

Um nun diese immer merkwürdiger gewordene Pazientin näher zu beobachten, und einigen meiner Kollegen, die der Geschichte keinen Glauben beimessen wollten, zu zeigen, ließ ich dieselbe abermals im Monat November 1800 nach Wien kommen; wo sie von sehr vielen Personen gesehen, und selbst in allen öffentlichen medizinischen Vorlesungen den jungen Aerzten und Wundärzten vorgestellet wurde.

Ich wiederhohlte hier erstens den Versuch mit der Milch und bemerkte, daß sie stets und zu allen Zeiten gerann. Nur eine Ausnahme fand hier statt, wenn nämlich die Pazientin ihren Magen vorher gut ausgespühlt hatte, so gerann die gleich nachher genossene Milch nicht mehr, vermuthlich aus Mangel an Magensaft (succus gastricus). So schließe ich, weil nach einiger Zeit das Gerinnen wieder Platz fand. Ja, diese Erscheinung konnte ich stets dadurch beschleunigen, daß ich die innere Oberfläche des Magens mittelst meines Fingers reizte.

Unter den verschiedenen Milchgattungen, mit welchen ich fernere Versuche anstellte, fand ich, daß die Eselsmich am schwersten gerann, und hiezu eine geraume Zeit, d. i. einige Minuten erforderte, wo die Kuhmilch plötzlich gerinnet. Lezteres geschah ebenfalls mit der Frauen- und Ziegenmilch; ja es scheint sogar, daß erstere unter allen Milchsorten am frühesten gerinne. — Dieß wäre ein Umstand, der bei dem, heut zu Tag sogar zum Mißbrauch gewordenen, Selbststillen zu beherzigen seyn dürfte.

In Hinsicht der verschiedenen Speisegattungen habe ich immer bemerkt, daß Fleischspeisen am leichtesten und geschwindesten verdauet wurden. Dieß galt auch von Käß und Eyern. Die Vegetabilien wurden im allgemeinen weit schwerer verdauet. Die den Reconvaleszenten und Kranken so sehr als leichtverdaulich angerühmten gelben Rüben, und Obstspeisen konnten gar nicht verdauet werden. Ich zog sie manchmal nach sechs Stunden noch so, wie sie genoßen wurden, aus dem Magen. Die Gurken hingegen, so wie die rothen Rüben, vorzüglich aber die Kartoffeln wurden unter allen Vegetabilien am leichtesten verdauet, denn 3 Stunde nach ihrem Genuße fand ich gewöhnlich keine Spur mehr davon. *)

So viel soll für dießmal genug von dieser wichtigen Geschichte gesagt seyn. Ich setze einsweilen meine Versuche fort, und werde ihr Resultat in der Folge ausführlicher bekannt machen. Bei dieser Gelegenheit werde ich die ganze Geschichte nicht allein vollständig erzählen, sondern dieselbe durch mehrere Kupferstiche erläutern.

---

*) So lehrreich diese Versuche seyn mögen, so entscheiden sie dennoch nichts gewisses, und dieß aus dem Grunde, weil sie in einem kranken Magen, dessen Verrichtungen vermuthlich nicht ganz so, wie im gesunden Zustand, von Statten gehen, gemacht wurden.

J. Frank.

Digitized by Google

Ueber die

Sterblichkeit

in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien.

Von

Joseph Frank

Primararzt allda.

Ich ließ vor ohngefähr einem Jahre eine kleine Abhandlung unter dem Titel: Ein Wort über die Sterblichkeit im allgemeinen Krankenhause zu Wien — in Herrn Landschafts-Protomedicus Werner's Apologie des Brownschen Systems (2. B. p. 469) einrücken. Dabei hatte ich den Endzweck, durch un-

Digitized by Google

widerlegbare Thatsachen das Publikum zu überzeugen, daß das unter demselben ausgestreute Gerücht: als habe in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause unter der Frankschen Direktion, und meiner Anstellung als Primararzt, die Sterblichkeit wegen der Brownschen Heilart zugenommen, eine offenbare Verläumdung sey. . . Da indessen die Apologie des Hrn. Protomedikus Werner, beinahe blos unter die Aerzte, und nicht, wie wir es wünschen, unter das große Publikum kömmt, ich aber meine Abhandlung in den Händen aller derjenigen wissen möchte, die über diesen Gegenstand sprechen; — so habe ich mir vorgenommen, selbe mit einigen Zusätzen in dem gegenwärtigen Taschenbuch einzurücken. Hier folget sie:

Man hat lange gestritten, ob Krankenhäuser dem Staate wirklich nützlich seyen, oder ob es nicht besser wäre, mit den zu ihrer Errichtung und Erhaltung nöthigen Summen die armen Kranken in ihren Wohnungen mit Arzneyen und den übrigen Bedürfnissen zu versehen. Nun ist man aber so ziemlich darin übereingekommen, daß in einem wohleingerichteten Staate beyde Anstalten, d. i. Spitäler

und Privat-Versorgung dürftiger Kranken nöthig seyen. Diesen Bedürfnissen ist auch allhier in Wien durch das allgemeine Krankenhaus, und die sogenannten Bezirksärzte, welche die armen Patienten in ihren Wohnungen besorgen, auf die menschenfreundlichste Art gesteuert. Es hängt daher von dem Dürftigen ab, sich bei vorfallender Krankheit der einen oder andern wohlthätigen Anstalt zu bedienen. Was ihn bewegt, dieser oder jener den Vorzug zu geben, sind theils die verschiedenen Verhältnisse, in welchen er sich befindet, theils die Meinung, die er von seiner sichern, und geschwindern Herstellung bei diesen verschiedenen Anstalten hegt.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß ieder Mensch, besonders aber derjenige, welcher sich im Schooße seiner Familie oder seiner Freunde befindet, einen Abscheu vor dem Spitale hat. Dieser Abscheu ist bald größer bald geringer, je nachdem das Publikum überhaupt, und das erkrankte Individuum insbesondere sich eine bessere oder schlechtere Idee, von der Krankenpflege in dem Spitale macht. Der Begriff, welchen sich das Individuum von seinem Krankenhause macht, hängt von eigener Erfahrung, oder vom Hörensagen ab. Die allgemeine Meinung über die gute oder üble Beschaffenheit desselben hat aber nebst den angeführten Quellen, auch die Idee, welche unter dem Publikum über

die sich allda ergebende Sterblichkeit herrscht, zum Grunde.

Es gibt schwerlich ein Krankenhaus in der Welt, dem das Publikum nicht den Vorwurf einer allzugroßen Sterblichkeit machte. Dieß gilt besonders von gröſsen Städten, wo überhaupt im Vergleich mit dem Lande oder kleinern Städten, nach den sichern Rechnungen von Süßmilch, die Sterblichkeit fast um die Hälfte gröſser ist; doch ist man nicht immer einig in Hinsicht der Bestimmung der Ursachen dieses traurigen Zufalls. Bald schreibt das Publikum die gröſsere Sterblichkeit in seinem Spitale der allda herrschenden Unreinlichkeit, bald der üblen Lage des Gebäudes, bald der schlechten Nahrung, bald der Verwahrlosung der Kranken, und bald der schädlichen Heilmethode zu.

Dieser letzte Vorwurf hatte nie so viel Gewicht, als in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo die Aerzte nicht, wie sie es von jeher thaten, über bloſse Hypothesen, sondern über die Gültigkeit zweyer entgegengesetzter Methoden streiten. Wenn man anders von Hörensagen, oder aus gewissen freylich nicht in besondern Ansehen stehenden Schriften urtheilen kann; so herrscht auch wirklich in diesem Augenblicke unter manchen die Meinung: die groſse Sterblichkeit in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien, rühre vorzüglich von einer neuen allda eingeführten Heilart,

die Brownsche genannt, her. Diese Meinung ist zu innig mit dem allgemeinen Besten verbunden, als daß sie einer näheren Untersuchung nicht würdig wäre.

Um bei dieser Untersuchung mit Ordnung zu Werke zu gehen, müssen der Reihe nach folgende Fragen durch authentische Fakta beantwortet werden:

Erstens. Ist es dem also, daß die Sterblichkeit in dem erwähnten Krankenhause, nachdem die Brownsche Methode in Deutschland bekannt wurde, zugenommen habe?

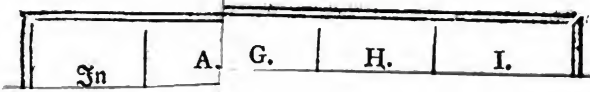
Zweytens. Wird in dem allgemeinen Krankenhause auch wirklich brownisch kurirt?

Die erste Frage kann nicht besser beantwortet werden, als indem man den authentischen Kalkul der Sterblichkeit von der Stiftung des Krankenhauses bis auf den heutigen Tag, aus den genau darüber geführten Sterb-Protokollen darstellet.

Hier ist der Ausweis.

Zur Seite 250.

Ueber die in August 1784 bis letzten Dezember verstorbenen Kranken, mit Ansetzung zu Jahr als verstorbene anzun



Digitized by Google

Aus dieser Rechnung sieht man, daß die Sterblichkeit in den Jahren 1784 bis 1791 am geringsten war, daß sie sich vom Jahre 1791 bis 1796 um vieles vermehrt, in den lezten vier Jahren wieder vermindert hat.

Wie erklärt man sich aber die geringe Sterblichkeit in den ersten acht Jahren, und die plötzliche Zunahme derselben in den folgenden Jahren? Sehr leicht, und zwar aus zwey Quellen.

Vom Anfange des Spitals bis Anno 1791 hatte dasselbe das sogenannte Bäckenhäusel zur Seite. Dieß war für unheilbare, eckelhafte, und sehr langwierige Krankheiten bestimmt. So wie nun ein mit diesen Eigenschaften versehener Kranker, sich in dem Aufnahmzimmer des allgemeinen Krankenhauses darstellte, so wurde er allda nicht aufgenommen, sondern an das Bäckenhäusel verwiesen Aber nicht genug! Sobald ein Primararzt oder Wundarzt auf den ihm anvertrauten Krankensälen einen Pazienten entdeckte, der einige der angeführten Eigenschaften hatte, so wurde er ebenfalls dorthin deportirt. Dieß geschah folglich mit den meisten am Mutterkrebs oder alten Geschwüren Leidenden; dieß geschah mit vielen Lungensüchtigen, deren Auswurf übel roch; dieß geschah mit Sterbenden, welche die übrigen Pazienten belästigten, u. s. w. Da aber die Mortalitätsliste des Bäckenhäusels jener des allgemeinen Krankenhauses nicht einverleibt wur-

de, sondern sowohl das Krankenhaus, als das Bäckenhäusel jedes für sich seine Sterb-Protokolle führte; so läßt sich leicht einsehen, wie viel die letztere Anstalt zu Verminderung der Sterblichkeit in dem Krankenhause beitrug. Alles dieses fiel mit dem Jahre 1791 hinweg, wo nämlich, theils um einen bestimmten Kalkul der Sterblichkeit in dem allgemeinen Krankenhause zu erhalten, theils um das, bei rauher Jahreszeit, schwachen Kranken so gefährliche Herumschleppen, so wie die Verzweiflung derjenigen, die sich von den übrigen Kranken verstoßen sahen, zu verhindern, das Bäckenhäusel als Deportationsort unterdrückt, oder um besser zu sagen, dem allgemeinen Krankenhause unter dem Nahmen, Zimmer für Sieche, oder mit chronischen Krankheiten behaftete Patienten, zum Theile einverleibet wurde. In diese Zimmer werden, doch nie ohne Vorwissen und Bestättigung der Spital-Direkzion, diejenigen Kranken abgegeben, die den übrigen durch Gestank oder Unreinigkeit lästig werden; doch kommen sie hierdurch nicht außer der Mortalitätsliste des allgemeinen Krankenhauses, sondern sie werden derselben eben so einverleibt, als wären sie auf den gewöhnlichen Krankensälen gestorben. Dieser Umstand wird besonders denjenigen zur Erklärung der zugenommenen Sterblichkeit hinlänglich schei-

nen, welchen bekannt ist, daß nicht die sogenannten akuten oder hitzigen Krankheiten, sondern die chronischen, besonders aber hier in Wien die häufigen Lungensuchten, wie es weiter unten hinlänglich bewiesen werden wird, die Sterbeliste vermehren. Doch ist dieser Umstand nicht der einzige.

Die zweyte Quelle der vermehrten Sterblichkeit seit Anno 1791 ist die Anstellung der Bezirksärzte, welche vorher nicht Platz hatte. Der Arme kömmt nämlich jetzt weit schwerer und später in das Spital, weil er nun Gelegenheit hat, zu Hause noch erst einen Versuch mit dem Bezirksarzte zu machen. Was folgt hieraus? das Spital erhält gewöhnlich nur solche Pazienten, an deren Rettung die Bezirksärzte verzweifeln, oder die zu Hause die gehörige Wartung vermissen; sie kommen nicht selten in einem solchen Zustande, daß viele, wie unten erwiesen werden wird, wenige Stunden nach ihrer Ankunft in das allgemeine Krankenhaus, ja manchmal in dem Augenblicke, wo sie dahin kommen, sterben. Dieß mag wohl die Mortalitäts-Tabellen der Bezirksärzte, nie aber jene des Spitals, welches auf eine solche Art eine Todtenniederlage für Wien und seine Vorstädte wird, in einem vortheilhaften Licht erscheinen machen.

Von dem Jahre 1796 bis auf den heutigen Tag, sehen wir aber aus dem obenangeführten Ausweise die Sterblichkeit, verglichen mit den vorausgegange-

nen fünf Jahren, vermindert; ohngeachtet keine der angeführten, die Sterblichkeit seit 1791 vermehrenden, Ursachen zu wirken aufgehöret hat. Im Gegentheile Kriegszeiten, erhöhter Preis der Lebensmittel, der grimmige und langdauernde Winter des Jahres 1799 die darauf folgende Ueberschwemmung, dürften wohl Miturſachen gewesen seyn, daß die Sterblichkeit im Jahre 1799 in Wien überhaupt gegen das Jahr 1798 genommen, sich um 2057 Köpfe vermehret hat, wodurch es nicht sehr auffallend seyn wird, daß bey solchen Umständen auch in dem Krankenhause die Sterblichkeit im Jahre 1799 von 100 Köpfen 14 $\frac{3}{4}$ betrug, während sie im Jahre 1798 von 100 nur 14 $\frac{1}{2}$ lieferte.

Das dem allgemeinen Krankenhause einverleibte Versorgungshaus, die Epidemien von Faul- oder Nervenfiebern, welche im Jahre 1797, als die kaiserliche Armeen der Hauptstadt nahe standen, besonders unter den Fuhrleuten, die in großer Anzahl in das Spital gebracht wurden, herrschten, sind eben so viele Ursachen, welche die Mortalität des Krankenhauses in diesem Jahre hätten vermehren sollen.

Nun tritt aber der Umstand ein, daß die Brownsche Heilart unter den Aerzten in Wien erst gegen Ende des Jahres 1795 bekannt wurde. Was beweißt dieß? Antwort: Nichts; denn es muß erst erwiesen werden, ob man im allgemeinen Kran-

kenhause die Brownsche Methode anwendet. Also zur Beantwortung der zweyten Frage: Wird in dem allgemeinen Krankenhause auch Brownisch kurirt?

Die innerlichen Krankheiten, von denen wohl hier allein die Rede seyn kann, indem man unglücklicher Weise noch kein System von Wundarzneykunst hat, welches auf Brownsche Grundsätze gegründet wäre, sind in dem erwähnten Krankenhause in fünf Abtheilungen, deren jeder ein Primararzt vorsteht, getheilt. Unter diesen fünf Männern bin ich allein Brownianer, und versehe seit drey Jahren die sogenannte fünfte Abtheilung. Die vier übrigen Primarärzte sind theils in Rücksicht der neuen Grundsätze der Heilkunde ziemlich gleichgültig, und handeln nach ihrem eigenen System! besonders da der Spital-Direktor sie mit keinem Systemenzwang belästiget; theils aber sind sie erklärte Feinde des Brownianismus. Es frägt sich also: Wird im Spitale Brownisch kurirt, oder nicht? Ja, aber im Verhältniße wie 1 zu 5. Gut! so kann man doch sehen, ob Diesem, der Brownisch kurirt, mehr Pazienten sterben, als den übrigen? Wohl kann man dieß, aber es läßt sich, da die Rede blos von drey Jahren ist, noch kein reeller Beweis für oder gegen die Behandlung, nach neuen oder alten Grundsätzen, ziehen. Hierzu wird wenigstens ein Dezennium erfordert. Inzwischen hindert doch nichts,

daß man das bisher erhaltene Resultat dem Publikum vorlege.

Aus den eigenhändig unterschriebenen Rapporten der fünf Primarärzte im allgemeinen Krankenhause erhellet, wie folgt:

Anno.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
1797	1te Abthl.	137	1479	1233	312
	2te Abthl.	105	2226	1776	456
	3te Abthl.	149	2491	2054	484
	4te Abthl.	161	1554	1336	287
	5te Abthl.	94	1604	1352	231

Anno.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
1798	1te Abthl.	75	1237	948	285
	2te Abthl.	95	1485	1151	337
	3te Abthl.	83	1476	1211	258
	4te Abthl.	87	1285	1044	274
	5te Abthl.	104	1383	1194	184

Digitized by Google

Anno.		Wa-ren.	Ange-kom-men.	Ent-lassen.	Ge-stor-ben.
1799	1te Abthl.	79	1682	1285	366
	2te Abthl.	93	1996	1575	365
	3te Abthl.	102	1717	1347	350
	4te Abthl.	84	1483	1165	305
	5te Abthl.	96	1381	1123	200

Von dem Jahr 1800 kann wegen dem frühzeitigen Drucke des gegenwärtigen Ausweises nur von neun Monaten, d. i. vom Jäner bis Ende Septembers Rechenschaft abgelegt werden. Hier folgt daher der Ausweis der auf den fünf Abtheilungen vom vorigen Jahr übriggebliebenen, und in dem gegenwärtigen aufgenommenen, entlassenen und verstorbenen Kranken.

Jahr 1800.

Jänner		Wa-ren.	Ange-kom-men.	Ent-lassen.	Ge-stor-ben.
	1te Abthl.	111	231	138	49
	2te Abthl.	148	178	126	35
	3te Abthl.	132	236	166	45
	4te Abthl.	95	180	105	27
	5te Abthl.	108	135	108	20

Digitized by Google

Febr.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
	1te Abthl.	155	181	144	41
	2te Abthl.	165	171	159	29
	3te Abthl.	155	158	123	25
	4te Abthl.	143	158	116	30
	5te Abthl.	110	123	94	15

März.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
	1te Abthl.	151	243	168	60
	2te Abthl.	151	259	202	36
	3te Abthl.	162	216	160	41
	4te Abthl.	155	195	149	44
	5te Abthl.	119	134	117	22

April.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
	1te Abthl.	166	245	210	72
	2te Abthl.	172	267	250	43
	3te Abthl.	183	228	198	44
	4te Abthl.	157	167	188	37
	5te Abthl.	121	165	143	18

Digitized by Google

May.		Wa-ren.	Ange-kom-men.	Ent-laſſen.	Ge-ſtor-ben.
	1te Abthl.	130	164	172	33
	2te Abthl.	146	166	177	29
	3te Abthl.	162	186	194	37
	4te Abthl.	99	136	99	36
	5te Abthl.	121	132	134	15

Junius		Wa-ren.	Ange-kom-men.	Ent-laſſen.	Ge-ſtor-ben.
	1te Abthl.	89	101	92	27
	2te Abthl.	106	180	158	30
	3te Abthl.	116	129	125	23
	4te Abthl.	100	127	95	29
	5te Abthl.	102	113	106	18

Julius.		Wa-ren.	Ange-kom-men.	Ent-laſſen.	Ge-ſtor-ben.
	1te Abthl.	71	120	90	28
	2te Abthl.	98	174	140	18
	3te Abthl.	96	124	107	25
	4te Abthl.	104	136	95	34
	5te Abthl.	90	118	101	7

Digitized by Google

August.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
	1te Abthl.	73	110	77	29
	2te Abthl.	114	143	150	25
	3te Abthl.	88	147	125	16
	4te Abthl.	111	124	110	26
	5te Abthl.	98	120	103	18

Sept.		Waren.	Angekommen.	Entlassen.	Gestorben.
	1te Abthl.	77	127	99	31
	2te Abthl.	82	131	125	20
	3te Abthl.	97	102	91	20
	4te Abthl.	99	141	108	36
	5te Abthl.	97	122	116	13

Aus allem dem bisher angeführten erhellet also erstens für ganz sicher, daß, seitdem die Brownsche Lehre bekannt geworden ist, die Sterblichkeit im allgemeinen Krankenhause nicht allein nicht zu, sondern abgenommen hat; und zweytens, daß bisher dort, wo die Brownsche Heilart angewendet wurde, d. h. auf der 5ten Abtheilung der Erfolg ganz für dieselbe spricht. Nebst diesem ist nöthig zu bemerken, daß die Gül-

rigkeit einer Heilmethode nicht allein nach der Mortalität, sondern nach vielen andern Umständen, besonders aber nach der baldigen Herstellung der Patienten, nach der Abwendung der Gefahr eines Rückfalls, und andern später gefährlich werdenden Krankheiten, abzumessen ist.

Daß die Brownsche Heilart in diesen Punkten, wenigstens in so fern man sie mit der gewöhnlichen Heilmethode vergleicht, nichts zu wünschen übrig lasse, gehört nicht hieher zu beweisen. Dieß überläßt man der Zeit, welche nicht ermangeln wird, das Publikum über sein eigenes Interesse, in Rücksicht auf die Gesundheit, aufzuklären.

Hier folget der Ausweis, der in diesen drey letzten Jahren in dem Spitale an Lungensucht, Auszehrung, Altershalber verstorbenen; sammt dem Verzeichnisse der sterbend-überbrachten. Es ist aber nöthig zu wissen, daß jeder Kranke, der innerhalb 24 Stunden nach seiner Ankunft in das Krankenhaus stirbt, als sterbend überbracht angesehen wird.

Anno.	An der Lungensucht.	An der Auszehrung.	Altershalber.	Sterbend überbracht.
1797	974	45	54	248
1798	796	110	58	130
1799	965	95	87	149

Nun rede man über die Sterblichkeit des allgemeinen Krankenhauses in Wien, und über den Gehalt der Gerüchte, welche übelgesinnte Leute in Hinsicht dieses Punktes ausstreuen, und Leichtgläubige ohne weiteres Untersuchen nachbethen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google